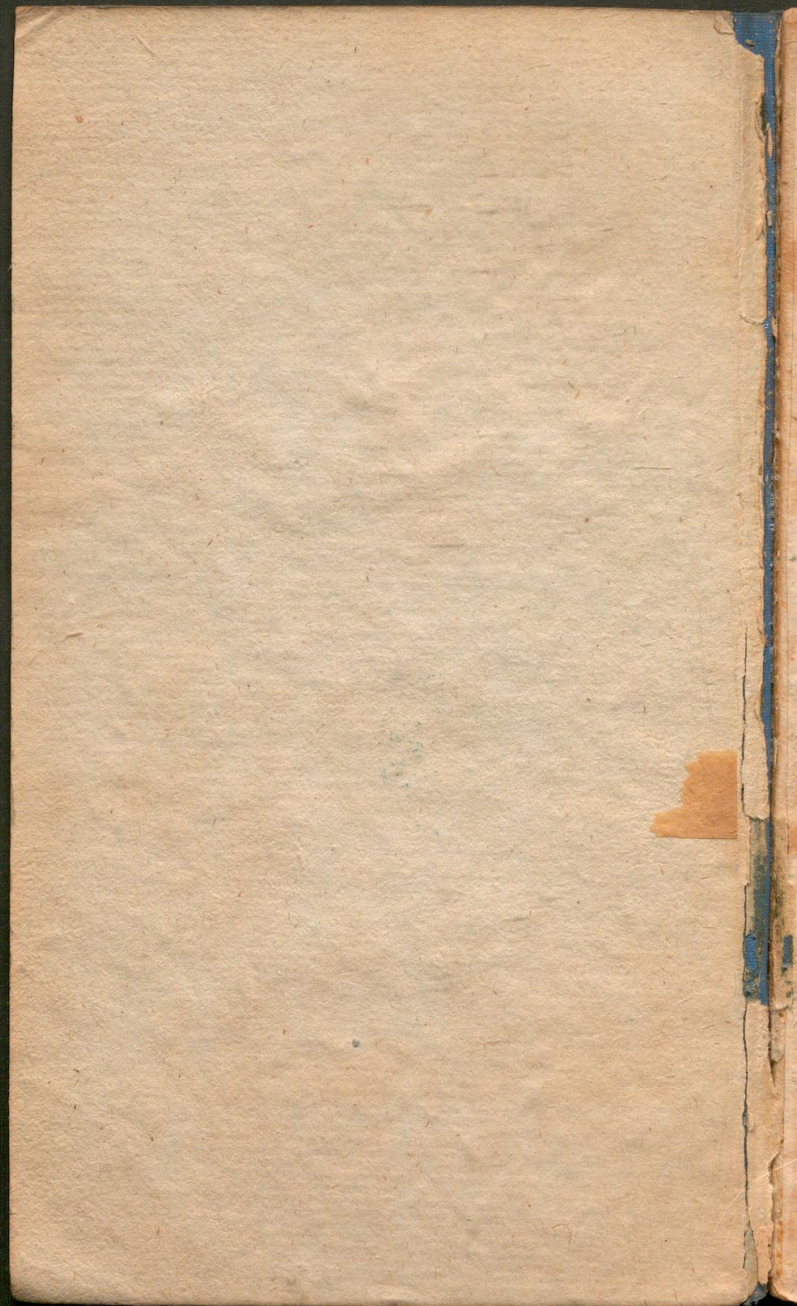


Wiener Stadt-Bibliothek

8744

A







Vater Anselm belehrt die Kinder

Seite 2.

Festgeschenk

für gute Söhne und Töchter.

Eine Sammlung

lehrreicher Erzählungen und merkwürdiger Begebenheiten zur Erweckung des religiösen und moralischen Gefühls.

Von

Leopold Chimani.

Mit einem Titellupfer.

Wien, 1824.

Bey J. G. Ritter von Mölle sel. Witwe,
am Graben Nro. 1144.



40.611

Gedruckt bey J. P. Collinger.

Jacob, der Tirolerjunge.

In einer abgelegenen ärmlichen Hütte neben einem schauerlichen Bergabhange in einer der unfreundlichsten Gegenden Tirols lebte die Witwe *Uthanasia Kuttler* von den Erträgnissen eines kleinen Ackerlandes und einiger Wiesen. Eine Kuh und drey Ziegen waren ihr größter Reichthum. Sie gaben Milch, Butter und Käse für ihre drey Kinder, von welchen *Jacob* acht, *Martin* sechs und *Lise* vier Jahre alt waren. Der Vater war mit den Waffen in der Hand als tapferer Vertheidiger des Vaterlandes gestorben, nachdem er lange Zeit unter Anführung des *Passeyer Sandwirths Hofer* zum Schrecken der Feinde mit unüberwindlichem Muth gekämpft hatte.

Die Witwe genoß auch eine kleine Aushülfe aus einem Fonde, welchen gutgesinnte Männer zur Unterstützung der Witwen und Waisen zusammen getragen hatten, deren Gatten und Väter in Vertheidigung des Vaterlandes gefallen waren.

Gute Erziehung der Kinder.

Bey aller Armuth und Dürftigkeit erzog die Witwe Kuttler ihre Kinder sehr gut. Sie gewöhnte sie an Arbeit, flößte ihnen Gottesfurcht und gute Gesinnungen ein, und suchte ihre Sitten rein zu erhalten; und hierin kam ihr der alte Meister Anselm, der Taufpathe der Kinder, mit Rath und That zu Hülfe. Er war einst Schullehrer in einem ansehnlichen Marktstücken gewesen, hatte seinem Amte vierzig Jahre mit Ehre und Nutzen vorgestanden, und sich bey zunehmendem Alter in sein Geburtsort in das Thal, in welchem die Witwe Kuttler wohnte, zurück gezogen.

Vater Anselm befehrt die Kinder.

Da ließ Vater Anselm die Kinder zu sich kommen, befragte sie über das, was sie in der Schule gelernt hatten, ermahnte sie zum Fleiße und zur guten Aufführung, erzählte ihnen lehrreiche Geschichten, und las ihnen auch oft etwas aus einem Buche vor, von welchem er eine nützliche Anwendung auf die Denkungs- und Handlungsweise, der Kinder machte.

Die Kinder verehrten den Greis mit kindlicher Liebe, und Vater Anselm wußte sie auch noch dadurch, für sich ganz zu gewinnen, daß er sie nie,

wenn er mit ihnen zufrieden war, und die Mutter keine Klage gegen sie führte, ohne Geschenk entließ.

Jacobs Anlage zur Musik.

So hatte Vater Anselm auch einmahl, wo er mit Jacob besonders zufrieden war, demselben eine alte Flöte geschenkt; denn der aufmerksame und erfahrene Greis hatte schon lange bey dem Knaben Anlage zur Musik entdeckt, indem derselbe alle Volkslieder und Reichen, die im Gebirge üblich waren, sehr lieblich und geläufig sang.

Vater Anselm hoffte, durch das Geschenk die Musik-Anlage des Knaben zu wecken, und er hatte sich nicht getäuscht; denn Jacob versuchte bald Töne aus der Flöte hervorzulocken, und da ihm dieses gelang, war er unablässig bemüht, ganze Reichen auf derselben zu spielen, wozu ihm der alte Anselm, der die Flöte einst sehr gut geblasen hatte, deutliche Anleitung gab.

Nach Verlauf einiger Monathe spielte Jacob schon fertig die Flöte, und alle Weisen, die er sang, wußte er auch bald auf der Flöte vorzutragen.

Jacob will sein Glück in der weiten Welt suchen.

Jacob machte auch in der Schule guten Fort-

gang, wozu der alte Vater Anselm durch Ermunterung und Nachhülfe sehr viel beytrug. Besonders beschäftigten den Knaben in einsamen Stunden die lehrreichen Geschichten, welche Vater Anselm erzählte oder vorlas. Er dachte viel über dieselben nach, und suchte nützliche Lehren und Lebensregeln für sich daraus zu ziehen.

So hatte er von armen, hilflosen Knaben gehört, die durch Fleiß und gute Aufführung in entfernten Gegenden ihr Glück gegründet hatten, und dann die Wohlthäter ihrer Ältern und Geschwister geworden sind. Er fühlte sich auch hierzu berufen, und es drängte ihn, in die weite Welt zu gehen um sein Fortkommen zu suchen. Sein Gedanke war insbesondere auf Wien gerichtet.

Jacob macht sein Vorhaben bekannt.

Als Jacob zwölf Jahre alt war, machte er sein Vorhaben der Mutter und seinem verehrten Taufpather, dem Vater Anselm bekannt; denn Jacob hatte so viel Ehrfurcht vor dem Greise, daß er ihm stets sein Herz öffnete, und ihm bey jeder Gelegenheit um Rath und Belehrung bath.

Die Mutter zitterte vor dem Gedanken, ihren geliebten Sohn ohne alle Hülfe in die weite Welt zu schicken. Vater Anselm aber, der die Reinheit

der Sitten, die guten Grundsätze und den Thätigkeitsstrieb des Knaben kannte, glaubte in dem Drange des Knaben zur Wanderung, den er unverhohlen bey jeder Gelegenheit aussprach, einen inneren Beruf, den Finger Gottes zu sehen, und beredete die Mutter, sich in den Willen des Knaben zu fügen und ihn in Gottes Nahmen abreisen zu lassen.

Vater Anselm schickte ihn mit einem Briefe an einen Freund nach Innsbruck. Dieser hatte einen Bruder, der ein reicher Schiffmeister und zugleich ein menschenfreundlicher und wohlthätiger Mann war. Der Schiffmeister gab unserm reisefertigen Jacob ein Plätzchen auf einem Schiffe, das eben nach Wien abging, und befahl seinen Leuten ihn während der weiten Reise zu verkösten. Dafür konnte der Knabe zu verschiedenen Arbeiten auf dem Schiffe verwendet werden, denen sich Jacob auch gern unterzog, wie er auch bald die Liebe der ganzen Reisegesellschaft sich erworben hatte. Sein Flötenspiel trug ihm auch manchen Silbergröschen von den Reisegefährten ein.

Das Schiff landet in der Nähe Wiens.

Nun war das Schiff in Nußdorf, in der Nähe Wiens angelangt. Jacob wies seinen Paß vor; er war in Ordnung, und nun konnte der Kna-

wandern, wohin er wollte. Einen kleinen Bündel auf dem Rücken, Stock und Flöte in der Hand folgte er einem Reisegefährten auf dem Fuße nach, der in Döbling einen Bruder aufsuchte, welcher im Dienste eines Wechslers als Koch stand. Jacob setzte sich an der Gartenmauer nieder, dachte nach, was er nun beginnen sollte, und da er keinen Entschluß fassen konnte, nahm er seine Flöte zum Munde, und fing recht artig zu spielen an.

In dem Garten, wo die Familie des Wechslers versammelt war, horchten alle auf die fremdartigen Weisen, die der Knabe lieblich blies; man sah nach ihm, ließ ihn kommen und spielen, und da er auch einige Tiroler-Volkslieder gesungen und gegurgelt hatte, entließ man ihn mit Geschenken.

Wie Jacob zurück ging, lud ihn der Koch, zu dem sein Bruder von dem Knaben gesprochen hatte, zu sich in die Küche ein; er mußte singen und die Flöte spielen; er bekam reichlich zu essen, und noch Brot und Braten auf den Weg mit.

Jacob wählt sich ein Nachtlager.

Der Anfang ist gut, dachte Jacob; aber es wird schon Abend, wo soll ich übernachten? Er hatte zwar einige Groschen in der Tasche, aber es that ihm leid, für Nachtherberge einen Heller auszuge-

ben. Er beschloß, auf einer Bank, die neben dem Eingange in einem großen Garten unter weit ausgebreiteten Castanien = Bäumen angebracht war, die in dieser Jahreszeit ohnehin kurze Nacht zuzubringen.

Jacob war so vergnügt, daß er in kurzen Zwischenräumen einen oder andern Tiroler = Reihn zu gurgeln anfing.

Um die Kühle und erfrischende Abendluft zu genießen, hatte sich Herr Beckmann, ein Freund des Großhändlers von G., dem der Garten gehörte, an dessen Eingang Jacob saß, von der im Landhause versammelten Gesellschaft getrennt, und er wandelte einsam durch die Laubgänge des Gartens herum. Da gelangten die Töne des Tiroler-Reihn, welche Jacob gar lieblich gurgelte, zu den Ohren des Lustwandelnden. Herr Beckmann, selbst ein Tiroler, fühlte jene angenehme Nührung, welche besonders bey den Gebirgsbewohnern die melodischen Töne der Heimath hervor bringen, die den lange Abwesenden an sein Vaterland, an seine Jugend sehnsuchtsvoll erinnern. Er schlich den Tönen nach, gelangte unwillkührlich zum Eingange des Gartens, und sah den lebensfrohen Jacob, wie er sein Stück Brot mit dem Braten verzehrte, Wasser aus sei-

nem mitgebrachten hölzernen Becher trank, und mitunter auf recht gut tirolisch jodelte.

Jacob macht Bekanntschaft mit einem Landsmanne.

Herr Beckmann ergriff jene unerklärbare Sehnsucht nach der Heimath, die bey dem Gebirgsbewohner nur zu leicht bey gleichen Anlässen zu entstehen pflegt, immer mehr; der helle Mond beschien den lieblichen Sängler, der in seiner National-Tracht das ländliche Bild der Heimath der Phantasie des Beschauers vorführte; Herr Beckmann ging auf den kleinen Tiroler zu, und sprach ihn treuherzig an:

„Du scheinst heute recht guter Laune zu seyn?

Jacob. Warum sollte ich es nicht seyn? ich habe nicht bald einen so guten Tag gehabt. Zuerst habe ich in einer reichen Küche vollauf zu essen und noch obendrein an den Weg ein Stück Brot und Braten bekommen, nachdem ich vorher für ein Bißchen Flötenspielen reichlich beschenkt worden war.

Herr Beckmann. Aber was machst du denn hier so spät, warum gehst du nicht nach Hause schlafen?

Jacob. Da hätte ich wohl weit hin. Ich bin erst heute von der weiten Reise aus Tirol angekommen und kenne hier noch keinen Menschen. Es

schläft sich hier unter freyem Himmel auch gut. Sollte ich etwa drey bis vier Groschen auf die Nachtherberge verwenden? Davon kann ich morgen leben, und im Gasthause sieht man die Gäste nicht gerne, welche nichts verzehren. Ich werde von dem Stücke Brot und Braten ganz satt, und die Nacht dauert ohnehin jetzt nicht lange.

Herr Beckmann. Was wirst du denn Morgen machen?

Jacob. Das weiß ich selbst noch nicht. Ich verlasse mich auf Gott und gute Menschen, und wer auf Gott vertraut, der hat auf keinen lockeren Grund gebaut. Ich werde einen Meister suchen, der mich in die Lehre nimmt. Ich bin ein rechtschaffener Junge; das weiß aber nur ich, und die Leute aus meinem Geburtsorte wissen es auch; wenn man mir nicht auf mein ehrliches Gesicht traut, dann ist es übel für mich.

Herr Beckmann. Suche dir einen Meister, und wenn du keinen findest, so komm zu mir. Ich wohne in der Stadt Wien. (Er beschrieb ihm genau die Gasse und das Haus.) Morgens bis acht Uhr wirst du mich gewiß immer zu Hause antreffen.

Jacob gibt Briefe ab.

Jacob brachte die Nacht auf der Bank zu.

Mit Sonnenaufgang machte er sich auf den Weg in die Stadt. Er hatte einige Empfehlungsbriefe von dem Vater Anselm, von dem Herrn Pfarrer und selbst von dem Schiffmeister an einige Disroler erhalten, welche in Wien Handelsgeschäfte trieben, und die in den Briefen gebethen wurden, den Jacob als Lehrlingen irgendwo unterzubringen.

Aber am ersten Tage konnte dieses so leicht nicht geschehen. Ein gutherziger Landsmann, dem Jacob einen Brief überbracht hatte, gab ihm wenigstens Mittagsmahl und Herberge.

Jacob sucht Herrn Beckmann auf.

Am zweyten Tage um 7 Uhr Morgens war Jacob schon bey Herrn Beckmann, und bath ihn ganz unbefangen, sich seiner anzunehmen, da er bis jetzt keinen Lehrherren gefunden hätte.

Herr Beckmann lächelte über die offenerzige Zutraulichkeit des Knaben, und fragte ihn, wie er heiße, wo er geboren sey, ob seine Altern noch lebten, und noch um andere Dinge, die ihm Aufklärung über den Knaben geben konnten. Endlich sagte er, daß er ihn selbst in den Dienst nehmen wollte, wenn er genaue Erkundigungen über ihn würde eingezogen haben, und er fragte Jacob,

an wen er hierüber nach seiner Heimath schreiben könnte.

Jacob nannte ihm seinen Taufpather, den alten Vater Anselm, den Herrn Pfarrer und den Schullehrer und meinte, daß er von allen Seiten gute Nachrichten über ihn bey einer Nachfrage erhalten würde.

Jacob, der auch nicht ganz unbedingt in den Dienst treten wollte, fragte Herrn Beckmann ganz naiv, ob er bey ihm auch etwas lernen könnte; denn die Absicht seiner Wanderung sey, sich recht viele nützliche Kenntnisse zu verschaffen, damit er einst sein Brot ehrlich erwerben und seiner Mutter und seinen jüngern Geschwistern nützlich seyn könnte.

Herrn Beckmann gefiel diese Äußerung sehr wohl. Er behielt den Knaben sogleich bey sich, und versprach ihm, daß er immer bey ihm zu bleiben hätte, wenn gute Nachrichten aus Tirol über ihn eingingen, und er sich gut aufführen würde.

Gute Zeugnisse langten an.

Durch ein glückliches Ungefahr war der alte Anselm Beckmanns Lehrer in der Jugend gewesen. An diesen schrieb er, und erhielt das beste Zeugniß über Jacobs Betragen in seinem Geburtsorte, und Vater Anselm empfahl ihm den Knaben sehr

angelegentlich, der sich gewiß durch Fleiß und Treue auszeichnen würde.

Nun war Jacobs Glück gegründet. Herr Beckmann, ein wohlunterrichteter, menschenfreundlicher und rechtschaffener Mann, wollte nicht nur einen treuen Diener an Jacob sich erziehen, sondern ihn auch jene nützlichen Kenntnisse lehren lassen, wodurch er sich einst auf eine anständige Art seinen Lebensunterhalt verschaffen und seiner Mutter und seinen Geschwistern nützlich werden könnte.

Da Herr Beckmann selbst Liebhaber und Kenner der Musik war, und oft ausgezeichnete Tonkünstler in den Abendstunden sich bey ihm versammelten, welche die herrlichsten Musik-Stücke aufführten; so hatte Jacob Gelegenheit hier seine Anlagen zu entwickeln, und ein ausgezeichnete Flötenspieler both sich an, dem Jacob, dem herzensguten Tiroler Knaben, den bald alle, die ins Haus kamen, lieb gewonnen hatten, von Zeit zu Zeit unentgeltlichen Unterricht auf der Flöte zu geben.

Jacob brauchte nur geringe Anleitung, sein beharrlicher Fleiß that das Meiste; er übertraf die Erwartungen des Meisters, lernte ihm alles vom Munde ab, und brauchte endlich nur mehr in schwierigen Fällen Nachhülfe. Nach zwey Jahren spielte

Jacob sehr fertig, und jetzt ist er ein Meister auf der Flöte.

Jacobs Eifer im Lernen.

Herr Beckmann prüfte Jacob im Lesen, Schreiben und Rechnen, und er fand, daß der Knabe die Dorfschule mit gutem Fortgange besucht habe. Er ließ ihn durch einen eigends bezahlten Meister in diesen Gegenständen und auch in der Sprachlehre noch weiter ausbilden. Jacob machte auch hier erstaunungswürdige Fortschritte; denn lebhaft beschäftigte ihn der Gedanke immer, daß er nur durch Fleiß und erworbene Kenntnisse sein Glück gründen, seiner Mutter und seinen Geschwistern nützlich werden könnte.

Als er einst eine italienische Sprachlehre in die Hände bekommen hatte, fing er von selbst an, diese fremde Sprache zu erlernen. Herr Beckmann beobachtete den beharrlichen Fleiß, mit dem er in diesem Buche lernte, und bezahlte ihm endlich einen Meister.

Nachdem Jacob die italienische Sprache sich eigen gemacht hatte, fing er auf gleiche Weise die französische zu lernen an, und suchte nebenbey durch Lesen nützlicher Bücher seinen Verstand auszubilden.

Auf allen Seiten kam ihm der menschenfreund-

liche Herr Beckmann zu Hülfe, der mit sichtbarem Vergnügen Jacobs Fleiß und Fortschritte beobachtete und lobnte.

Jacobs kindlich frommes Gemüth.

Jacob machte sich aber auch durch seine guten Gesinnungen, durch seine Gottesfurcht und Diensttreue bey seinem Herrn beliebt. Alles, was er that, fing er mit Gott an. Oft überraschte ihn sein Herr, wie er am frühesten Morgen auf den Knien in seinem Kämmerlein lag, und für seine Mutter und Geschwister zu Gott flehete, daß er es ihnen wohl möge ergehen lassen. Bey keiner Kirche in der großen Hauptstadt ging er vorüber, ohne in dieselbe hineinzutreten, und seinen Geist zu Gott zu erheben.

Von dem wenigen Gelde, das er erhielt, theilte er gern wahrhaft Hülfbedürftigen mit, und vierteljährig sendete er das, was er erspart hatte, seiner Mutter.

Seinem Herrn hing er mit unbestechbarer Treue an, und liebte und schätzte ihn als seinen größten Wohlthäter und zweyten Vater. Wo er dessen Nutzen befördern, ihm ein überraschendes Vergnügen machen konnte, that er es mit edler Selbstverlängnung und mit Aufopferung des eigenen Vortheils.

Gegen Jedermann war er höflich und gefällig,

im Umgange anspruchslos und bescheiden. Er war immer heiter und froh; denn sein Gewissen hatte ihm nichts vorzuwerfen, und wenn er die Jahre seiner Kindheit mit seinem jetzigen Zustande verglich, hielt er sich für den glücklichsten Menschen, und dankte Gott, der sein Schicksal so wunderbar geleitet hatte.

Jacob bekommt einen Jahrsgehalt.

Herr Beckmann war Geschäftsführer mehrerer Adelligen und reichen Privatleute, die von der Hauptstadt abwesend waren. Nachdem sich Jacob mehrseitig ausgebildet hatte, verwendete er ihn zur Führung der Bücher und Rechnungen, zur Briesschreiben und zu andern wichtigen Geschäften, und als Jacob sich hierin die nöthige Fertigkeit erworben hatte, gab ihm Herr Beckmann freywillig einen ansehnlichen Jahrsgehalt, den Jacob durch pünctliche Genauigkeit und unermüdeten Fleiß in seinen Amtsgeschäften noch mehr zu verdienen suchte. Ein beträchtlicher Theil desselben floß seiner Mutter zu, die er bath, daß sie das, was sie von dieser gutgemeinten Gabe erübrigen könnte, auf den Unterricht seiner Geschwister verwenden möchte, damit sie sich auch einst leichter ihren Lebensunterhalt erwerben könnten.

Ein Secretär wird gesucht.

So arbeitete Jacob Nuttler mehrere Jahre im Dienste und zum Nutzen seines Herrn, von welchem er immer neue Wohlthaten erhielt. Da kam Graf S., dessen Geschäfte Herr Beckmann schon viele Jahre besorgt hatte, aus Pohlen nach Wien, und suchte einen fähigen und treuen jungen Mann, der ihn als Secretär auf einer Reise durch Frankreich und Italien begleiten sollte, und deswegen die französische und italienische Sprache neben den übrigen erforderlichen Kenntnissen vollkommen inne haben mußte. Er versprach nicht nur einen sehr beträchtlichen Jahrsgehalt, sondern auch lebenslängliche Versorgung in seinen Diensten, wenn der Secretär seinen Erwartungen ganz entspreche. Er both sich an, sich schriftlich hierzu verbindlich zu machen.

Jacob wird zu der Secretärs-Stelle empfohlen.

Herr Beckmann hatte den Auftrag, einen jungen Mann mit den nöthigen Eigenschaften, wobey aber erprobte Ehrlichkeit und Treue oben an stehen mußten, zu suchen, und seine Wahl fiel sogleich auf Jacob Nuttler: denn Herr Beckmann gehörte unter die geringe Zahl jener uneigennütigen

Männer, welche ihren eigenen Vortheil aufopfern, wenn sie das Beste ihres Nebenmenschen befördern können.

So unentbehrlich ihm Jacob geworden war, so wollte er ihm doch diese vortheilhafte Anstellung zuwenden. Er schlug ihn daher dem Grafen vor, so viel Jacob auch Einwendungen machte, welcher wohl wußte, wie viel Dank er ihm schuldig sey, wie schwer ihn sein Herr und Wohlthäter entbehrte, dem er, so lang er lebte, nützlich seyn wollte.

Doch nichts machte Herrn Beckmann in seinem reif überlegten Vorhaben wankend, und Jacob mußte sich nach seinem Willen flügen. Graf C. wünschte sich Glück, daß er einen so geschickten, fleißigen und redlichen Mann, wie Jacob Ruttler war, in seinen Dienst bekommen hatte, und die Urkunden über lebenslängliche Versorgung wurden ausgestellt.

B e s c h l u ß.

Jacob Ruttler ging mit dem Grafen auf Reisen, und hatte das Vergnügen auf dem Wege durch Tirol seine Mutter, Geschwister und seinen Taufpather, den Vater Anselm nach so langer Abwesenheit wieder zu sehen und zu umarmen, welche er alle mit Geschenken überhäufte.

Er kam durch ganz Italien und Frankreich, sammelte auf dieser weiten Reise viele neue Kenntnisse und machte Erfahrungen, die ihm durch seine ganze Lebenszeit nützen werden. Er kam mit dem Grafen wieder nach Wien zurück, und reisete von da nach Pohlen, wo er auf den Gütern des Grafen im Wohlstande lebt.

Der Graf ehrt ihn als Freund, und unternimmt nichts ohne seinen Rath und ohne seine Beystimmung. Er ist geliebt und geachtet von allen, die mit ihm in nähere Berührung kommen. Herrn Beckmann verehrt er noch immer als seinen größten Wohlthäter; seine Mutter unterstützt er mit einer beträchtlichen Summe, die er vierteljährig an sie gelangen läßt. Seinem Bruder Martin hat er eine Bauernwirthschaft angekauft, und seine Schwester Lise bey ihrer Verheirathung reichlich ausgestattet.

Gerechtigkeitsſinn und Dankbarkeit.

Sylveſter, ein armer Bauer, ging in den Wald, um Holz zu hohlen. Es war ſtreng verboten, mit einer Art oder einer Säge dahin zu gehen; nur abgefallenes Holz durfte man ſammeln, oder die dürren Äſte mit einem Haken von den Bäumen abreißen.

Sylveſter aber hatte, und das war nicht recht, eine kleine Säge mitgenommen, war auf eine hohe Eiche geklettert, und ſing eben an, einen Äſt abzufügen, als er ein Geräusch hörte. Er glaubte, daß der Förſter herbeykäme, der erſt vor kurzem den ſtrengſten Befehl von der herrſchaftlichen Kanzelley erhalten hatte, auf die Holzdiebe genau zu achten.

Sylveſtern ſtarrte das Blut in den Adern; denn wenn er mit der Säge ertappt wurde, ſo ſtand ihm ein dreytägiger Arrest bevor. Er verbarg ſich daher dicht hinter dem Laubwerke, und verhielt ſich mäuſeſtill.

Sylvester rettet dem Förster das Leben.

Da schlich ein Mann mit einer geladenen Flinte heran, und stellte sich hinter den Eichenstamm, indem er bey sich brummte: „Heute entgeht mir der Förster nicht, heute muß er die Kugel vor den Kopf bekommen, sonst gilt es meinen Balg.“

Sylvester merkte gleich, daß er einen Wilddieb unter seinen Füßen habe, der dem Förster auf-lauere; er verhielt sich desto ruhiger und bereitete sich vor, die beabsichtigte Mordthat zu verhindern.

Nach einigen Minuten ertönten die Hufschläge eines Pferdes. Der Förster kam geritten. Der Wilddieb legte die Flinte an das Gesicht, und in gleichem Augenblicke schleuderte Sylvester dem Wilddiebe seine Säge so gewaltig auf den Kopf, daß er am ganzen Leib zuckte, und der Schuß weit von dem Förster in die Erde fiel.

Der Wilddieb ergriff die Flucht durch das dichteste Gebüsch. Der Förster sprang vom Pferde, und verfolgte ihn. Auch Sylvester kletterte eilig vom Eichenbaume um dem Förster beyzustehen.

Aber in der Entfernung hörten beyde einen durchdringenden Diebspiff, welcher vermuthen ließ, daß eine größere Zahl Wilddiebe zur Hülfe ihres Spießgesellen in der Nähe sey; der Förster schwang sich

auf das Pferd, ließ Sylvester n hinter sich aufsitzen, und sprengt in größter Eile aus dem Walde.

Als beyde in Sicherheit waren, mußte Sylvester den ganzen Vorgang erzählen, wie er den Schuß von des Försters Haupt abgewendet hatte.

„Wie bist du denn mit der Säge auf den Baum gekommen? fragte der Förster.“

„Ich wollte mir nur ein Paar dürre Äste absägen,“ entgegnete Sylvester, „und dieses Unrecht ist ja nicht so groß, da ich grünes Holz nie angegriffen hätte. —

„So sagst du“, erwiderte der Förster, — „doch ich weiß, was ich dir schuldig bin.“

Beide schieden von einander, und der Förster wünschte seinem Retter eine gute Nacht.

Strafe statt gehofften Lohnes.

Sylvester erzählte seinem Weibe, was vorgefallen war, und diese freuete sich, daß er dem Förster einen so großen Gefallen erwiesen hatte.

„Da wird der Förster gewiß nicht unerkennlich seyn“, sagte sie, „und am Holze wird es uns hin für nicht mehr fehlen. Vielleicht kommen auch ein Paar Hasen ins Haus.“ Alle gingen vergnügt zu Bette.

Am andern Morgen pochte, als Sylvester

kaum aufgestanden war, der Gerichtsdiener an der Thür, und hohlte ihn in die Amtskanzelley. Sylvester machte sich Hoffnung, daß er dort öffentlich belobt werden würde, weil er dem Förster den großen Dienst erwiesen hatte.

Aber wie erschrak er, als ihm der Amtmann ankündigte, daß der Förster ihn als Holzdieb angegeben habe, und er deswegen in das Gefängniß wandern müsse.

Da half keine Entschuldigung; dagegen vermochte nichts der dem Förster geleistete Dienst, den Sylvester sehr hoch anschlug; Bitten und Flehen waren fruchtlos. Sylvester mußte in das Gefängniß wandern.

Diese harte Behandlung Sylvesters machte im ganzen Dorfe Aufsehen; alle Leute schimpften auf den Förster, beschuldigten ihn des Undankes und der Härtherzigkeit, da er den großen Dienst, welchen ihm Sylvester erwiesen, so schlecht belohne.

B e s c h l u ß.

Am Abende des dritten Tages wurde Sylvester durch den Gerichtsdiener aus dem Gefängnisse gerade in des Försters Haus geführt.

Sylvester wollte gar nicht eintreten, so

aufgebracht war er gegen den Förster. Da die Thür sich öffnete, sah er seine Frau und Kinder an dem reich besetzten Tische des Försters sitzen, und Sylvester mußte neben ihnen zwischen dem Förster und dem Amtmanne Platz nehmen. Auf dem Teller lagen sechs blanke Ducaten in ein weißes Papier gewickelt.

Sylvester sah mit noch umwölkter Stirne bald den Förster und den Amtmann, bald sein Weib und seine Kinder an. Da nahm der Förster das Wort und sagte, indem er Sylvester freundlich die Hand both: „Wolle drey Tage wirst du auf mich geschmolzt, und mich einen Undankbaren gescholten haben. Es that meinem Herzen wehe, daß ich so streng gegen dich verfahren mußte; aber Gerechtigkeit geht vor Dankbarkeit. Es stand nicht in meiner Macht, dir die Strafe zu erlassen, welche auf den Holzdiebstahl gesetzt ist; durch Eid und Amtspflicht bin ich verbunden, ihn gewissenhaft anzuzeigen. Nun nachdem ich die erste Pflicht gethan, will ich mich für die Rettung meines Lebens ewig dankbar an dir bezeigen.“

„Zwey Klafter Holz werden, während wir hier sitzen, in deinem Hofe abgeladen, und jährlich sollst du sie von mir erhalten. Kein Hirsch soll im Walde fallen, von dem du nicht einen Antheil erhältst.

Bleibe mein Freund, und nie werde ich vergessen,
was du an mir gethan hast."

Alle verzehrten froh und vergnügt das Mahl,
und als Sylvester mit den Seinigen nach Hause
zurück kehrte, gab ihm der Förster eine schöne Hirsch-
decke auf Beinkleider, Luch und Fuchsbälge auf
einen Winterpelz mit.

Seltene Ehrlichkeit.

Frau von Berghofer, die Gattinn eines angesehenen Beamten brachte einen Sommer mit ihren kleinen Töchtern in Carlsbad zu. Der kleine Jeremias, ein armer Waisenknabe, kam zu ihr, und both ihr Nähadeln, Fingerhüte, Bleyfedern und dergleichen Kleinigkeiten, die er von Haus zu Haus und auf den öffentlichen Spaziergängen in einem Kästchen herum trug, zum Verkaufe an. Die ehrlichen Gesichtszüge des Knaben, sein offenes ungezwungenes Benehmen und die Zutraulichkeit, mit welcher er seine Waare anboth, gewannen ihm das Wohlwollen der guten Frau, und sie kaufte von ihm öfters Nadeln, nicht weil sie dieselben brauchte, sondern nur um den Knaben einigen Erwerb zu verschaffen, und sie war mit dem Kaufe immer zufrieden

Ein bescheidener Wunsch.

Selten ging der Knabe an dem Hause, wo Frau von Berghofer wohnte, vorüber, ohne daß er

sich anfragte, ob sie nichts von seiner Waare benöthigte, und die guten Kinder der Frau ließen sich oft in ein Gespräch mit ihm ein.

Da erzählte er ihnen, daß er schon vor mehreren Jahren Vater und Mutter verloren habe, daß ihn ein armer Verwandter, ein Nadelmacher, zu sich genommen habe, dessen Waaren er zum Verkaufe herum trage, und dabey sehr wenig gewinne, weil die Waare an sich nicht viel Werth habe.

„Hätte ich nur fünfzehn bis zwanzig Gulden,“ sagte der Knabe eines Tages ganz treuherzig, „daß ich Scheeren, Federmesser und dergleichen kleine Waaren kaufen und verhandeln könnte, mein Gewinn würde viel größer ausfallen, und ich zweifle nicht, daß sich mein Handel mit der Zeit ansehnlich vergrößern müßte.“

Der Wunsch wird gewährt.

Frau von Berghofer hörte diese Worte, und immer sehr wohlthätig, war sie eben jetzt in einer Stimmung, wo sie so gern Gutes verbreitete.

„Glaubst du also, Jeremias,“ sagte sie zu dem Knaben, „daß eine Summe von fünfzehn bis zwanzig Gulden dein Glück begründen könne, so will ich sie dir geben; aber unter der Bedingung,

daß du mir die geborgte Summe, wenn du sie leicht entbehren kannst, wieder zurück zahlst.“

Jeremias versprach im Übermaß der Freude auch noch Zinsen davon zu geben. Die gute Frau lächelte, gab dem Knaben zwanzig Gulden, und wünschte, daß sie ihm gute Früchte bringen möchten.

Jeremias hält sein Wort.

Nach einigen Wochen reisete Frau von Berghofer nach Wien zurück, und kam nicht mehr nach Carlsbad.

Nach beyläufig zehn Jahren kam ein junger Mann in die Wohnung der Frau von Berghofer, und verlangte angelegentlich mit ihr zu sprechen. Er wurde vorgelassen.

„Ich komme,“ sprach der Fremde, „eine Schuld bey Ihnen abzutragen, was ich schon längst hätte thun sollen; aber ich wollte mir das Vergnügen machen, Ihnen die mir geborgte Summe sammt den Interessen selbst einzuhändigen, und Ihnen meinen wärmsten Dank abzustatten.“

Die Frau von Berghofer sah den Fremden mit großen Augen an, und wußte sich seine Worte nicht zu erklären.

Da sagte der Fremde: „Sie kennen mich nicht mehr? Ach, ich sehe schon, Sie haben den Kleinen

Jeremias in Carlsbad, dem Sie so wohlthätig die Summe von zwanzig Gulden geliehen, vergessen; hier steht er groß gewachsen vor Ihnen.“ —

„Wie,“ sagte die Frau, „Sie sind der Waisenknabe, der mit Nadeln handelte?“

„Ja, ich bin derselbe“, entgegnete der Fremde, „und die mir geborgte Summe hat mein Glück gegründet. Ich habe mich viel bemühet, es ist mir oft sehr sauer geworden; aber jetzt treibe ich schon auf eigene Rechnung Handel mit Juwelen, mit Gold und Silbergeschmeide. Ich bringe nicht nur die Summe von zwanzig Gulden, sondern ich bitte Sie auch, statt der Zinsen den Ring als einen Beweis meiner Dankbarkeit anzunehmen.“

B e s c h l u ß.

Frau von Berghofer weigerte sich, weder das Geld noch den Ring anzunehmen.

Da traten dem ehrlichen Manne Thränen in die Augen. „So ist meine größte Freude zernichtet;“ rief er mit Wehmuth aus.

Da die Frau nun sah, daß sie den Mann kränke, wenn sie das Geschenk zurück weise, so nahm sie den Ring an, und bath ihn, die zwanzig Gulden unter die Armen zu vertheilen. Sie zog den redlichen jungen Mann an ihre Tafel, wo er weitläufiger er-

zählte, wie er mit den geborgten zwanzig Gulden den Handel angefangen und sich zu einem nicht unbedeutenden Wohlstande erhoben habe. Fleiß und Ehrlichkeit thaten das Meiste dabey, und der ehemahls arme Jeremias war nun der Wohlthäter seines Pflegevaters, dessen Nadeln er einst zum Verkaufe herum getragen hatte.

Der Doppelgänger.

Manche Abergläubige meinen, es gebe Menschen, welche sich, an zwey verschiedenen Orten zugleich könnten sehen lassen. Solche Menschen nennen sie Doppelgänger. Gott sey es gedankt, und unsern guten Schuleinrichtungen, daß man fast allgemein von diesem Aberglauben zurück gekommen ist, den meistens nur Täuschung veranlaßt hat, wie folgende wahre Geschichte beweiset.

Der Baumeister Meinek in Magdeburg, der vor einigen Jahren noch lebte, hatte sich in Lebensgröße in Wachs abbilden lassen. Der Künstler hatte ihn sprechend ähnlich getroffen.

Die Figur wurde mit den nämlichen Kleidern angethan, die der Baumeister gewöhnlich zu tragen pflegte, und mit einem Buche in der Hand, als ob sie lese, an einem Tische sitzend, im Wohnzimmer aufgestellt.

Ein Dieb schleicht ins Haus.

Ein junger Laugenichts schlich sich unter dem

Vorwände, Pötschaft zu stechen, in die Häuser ein; er kundschaftete aber nur aus, ob es nichts zu stehlen gäbe.

So kam er in das Haus des Baumeisters, der eben aus der Stube trat, um die Treppe hinunter zu gehen.

Der junge Keel sprach ihn um Arbeit an; der Baumeister fertigte ihn aber kurz ab, und ging zum Hause hinaus.

Der schlaue Dieb hatte bemerkt, daß der Baumeister das Schloß an der Thür nicht abgelassen hatte. Nun schien es ihm leicht, im Zimmer zu stehlen.

Er spähetete zuvor aus, wohin der Baumeister gehe, und da er ihn um die Straßen-Ecke herum biegen sah, kehrte er zurück, schlich über die Treppe an die Zimmerthür, und klopfte behuthsam an, um seiner Sache gewiß zu seyn.

Schreckliche Täuschung.

Da niemand herein! rief, machte er die Thür sachte auf, aber mit einem fürchterlichen Schrey und an allen Gliedern zitternd, stürzte er in dem nämlichen Augenblicke zurück, — er hatte den lebhaften Baumeister, der doch ausgegangen war, an dem Tische sitzen und lesen gesehen.

Er lief eilig über die Treppe hinab, um durch

die Hausthür zu entfliehen; aber ein Geselle, der ihn schon beobachtet hatte, als er über die Treppe hinaufgeschlichen, war dicht hinter ihm, und packte ihn hinten am Halstuche.

Da er nicht das Herz hatte, sich umzusehen, glaubte er, daß er von dem Doppelgänger, dem Baumeister, fest gehalten werde; er zitterte wie ein Espenlaub, und brach in ein gräßliches Angstgeschrey aus.

In dem nämlichen Augenblicke kam der Baumeister zurück, und der Dieb glaubte sich nun von vorn und hinten von dem nämlichen Manne angegriffen.

Die Schreckens-Szene endete sich mit einer tüchtigen Tracht Schläge für den Dieb, welcher fest bey dem Gedanken blieb, daß die Wachsfigur, die er in dem Zimmer gesehen hatte, ein Gespenst, und der Baumeister ein Doppelgänger sey.

War es abergläubige Furcht, oder bewirkten es die empfindlichen Hiebe auf den Rücken, der schlaue Dieb wagte sich nicht mehr in die Zimmer um zu stehlen oder auszuspähen.

Das todte Meer.

Wenn man von Ägypten über die Landenge Surz ging, gelangte man in das Land der Israeliten, Canaan, das gelobte Land, auch Palästina genannt. Dieses Ländchen, jetzt die zum türkischen Reiche in Asien gehörige Provinz Syrien, wird besonders durch das todte Meer merkwürdig. Es ist ein großer Landsee, elf Meilen lang, drey in der Mitte breit, mit einem Umfange von sechs Tagereisen.

Noch zu Abrahams Zeiten war da, wo jetzt der See ist, das schöne und fruchtbare Thal Siddim mit Sodom, Gomorra und mehreren Städten, Flecken und Dörfern.

Da aber die Einwohner von Sodom und Gomorra sich den schändlichsten Lastern ergaben, und durch ihren ruchlosen Lebenswandel die Strafe Gottes auf sich gezogen hatten, gingen diese Städte und das ganze Thal unter, und es bedeckte dieselben eine Wasserfläche, die noch heut zu Tage sicht-

bar ist, von den Anwohnern Baharet Luth, d. i. Loth's Meer, von uns aber das stille oder todte Meer genannt wird.

Trauriger Anblick des Sees.

Anderer Seen stellen das erfreuliche Bild der Lebendigkeit dar, sie erheitern die Gegend, erleichtern durch Schiff-Fahrt den Verkehr der Menschen, sie wimmeln von Fischen und andern Wasserthieren, sind von Bäumen und Gräsern umgeben, und befördern Wachsthum und Gedeihen.

Hier ist von Allem das Gegentheil. Kein Fisch, kein Schalthier, kein Seegewächs gedeihet in den Wässern dieses Sees. Die ganze Gegend herum ist eine Wüstenei. Die ringsum sich erhebenden Berge stellen ein Grausen erregendes Bild der todten Natur dar.

Da wächst weder am Ufer noch auf den nahen Hügeln ein Baum, noch ein Gras, noch eine Pflanze. Das Auge erblickt nur Wildniß und Unfruchtbarkeit. Fürchterliche Abgründe zerreißen die Steingebirge, von welchen der See umgeben ist.

Kein Dorf, keine Hütte sieht man an den öden Ufern, nicht einmahl wilde Thiere nähern sich denselben. Seit Jahrhunderten hält sich jeder menschliche Fuß von diesem See des Todes entfernt. Selbst

die von demselben abgelegen wohnenden Menschen sprechen mit Bangigkeit von der Wildniß seiner Ufer, wohin nur selten die einsamen Fußtritte eines wißbegierigen Reisenden gelangen, der sich voll Grauen dem See nähert.

Innere Beschaffenheit des Sees.

Der Boden des Sees besteht aus Sand und Salz, unter welchem sich eine Lage von zähem, stinkenden, schwarzen Pech befindet. Das Wasser ist überall klar und hell, aber so salzhaltig, daß von den Ausdünstungen selbst die Kleider derjenigen, welche in der Nähe des Sees reisen, mit einer Salzkrinde überzogen werden, und nicht selten, besonders am Morgen sieht man eine dichte Wolke mesphitischer und erstickender Dünste auf seiner Oberfläche liegen, die jedem den Tod drohen, der sich nähert. Zuweilen steigen Dampffäulen aus dem Wasser auf.

Aus der Tiefe des Sees quillt Asphalt oder Judepex in sehr großer Menge, durch die unterirdische Hitze geschmolzen, hervor, welches durch die Kälte des Wassers wieder verdichtet und in der kalten und stürmischen Jahreszeit von dem See ausgeworfen wird.

In diesen See fällt der Hauptfluß von Palä-

stina, der Jordan, in welchem Jesus von Johannes getauft worden war, und da der See keinen Abfluß hat, so geht alles Wasser, welches ihm durch den Fluß zufließt, wieder durch die starken Ausdünstungen fort, welche durch die unterirdische Hitze des in der Tiefe noch immer brennenden vulkanischen Feuerherdes erzeugt werden.

M u m i e n.

Die alten Ägypter glaubten, daß von der Erhaltung des Körpers nach dem Tode die Ruhe der Seele abhängt. Sie meinten nach ihren heidnischen Religionsbegriffen, daß sobald der Körper zu verwesen anfange, die Seele ihn verlasse, und nun durch die Körper aller Thiere des Landes, Wassers und der Luft durchlaufen müsse, bis sie nach 3000 Jahren erst wieder in einen menschlichen Körper fahre. Deswegen wendeten sie alle Mühe und Kosten auf, um die Leichname vor Verwesung zu bewahren, und sie recht lange zu erhalten.

Gestalt der Mumien.

Dazu diente das Einbalsamiren. Solche einbalsamirte Körper der alten Ägypter haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten, und viele Naturalien-Cabinette haben einen oder andern vor Verwesung geschützten Körper aufzuweisen. Man nennt sie Mumien.

Das Fleisch derselben ist ganz schwarz, und so von Gummi und Erdharz durchdrungen, daß es damit wie eine Masse ausmacht. Der ganze Körper ist trocken und hart wie Holz, und hat einen schwach gewürzhaften Geruch. Er ist in schmale Binden aus Baumwolle von verschiedenen Farben über und über eingewickelt, und zu manchen Mumien sind über tausend Ellen Bänder verwendet worden.

Gewöhnlich ist das Gesicht ganz frey gelassen, welches sich an manchen Mumien so gut erhalten hat, daß die Augen in ihrer völligen Gestalt geblieben sind. Die Binden sind so fest umgewickelt, und durch die Länge der Zeit von den Balsamen so durchdrungen, daß sie so braun oder schwarz wie die Mumien gefärbt und mit denselben in eine Masse verwandelt zu seyn scheinen.

Wie das Einbalsamiren geschah.

Wenn ein reicher und angesehenener Ägypter gestorben war, so wurde er eigenen Leuten übergeben, welchen das Einbalsamiren oblag. Diese zogen ihm das Gehirn durch die Nase mit Hacken heraus, und gossen balsamische Flüssigkeiten in die Hirnhöhlen, bis sie ausgefüllt waren.

Nun wurde ein Einschnitt in die linke Seite des Leibes gemacht. Aber der, welcher den Schnitt an-

brachte, mußte eilig davon laufen, um den Verwünschungen der Verwandten des Verstorbenen zu entgehen; denn nach den damaligen Begriffen hielt man es für ein Verbrechen, einen todten Körper zu verletzen.

Die Eingeweide wurden herausgenommen und mit Palmwein gewaschen. Während dem wurde der Leib mit Spezereyen von innen gesalbet, und die gereinigten Eingeweide wieder in den Leib gesteckt, und dieser zugenäht.

Dann salbe man ihn durch dreßsig Tage mit Cedern-Öhl, und legte ihn dann noch siebenzig Tage lang in Salpeter.

Sodann wurde er rein abgewaschen, der Unterleib mit Balsamen versehen, der ganze Körper mit Binden umwunden, welche mit Cedern-Harz, wohlriechenden und balsamischen Öhlen getränkt waren.

Die Kosten dieser Einbalsamirung betruhen nach unserm Gelde wohl an 6000 Silbergulden.

Der Sarg.

Der so einbalsamirte Leichnam wurde in einen ausgeschmückten, mit mancherley Malherey versehenen Sarg gethan, dessen Deckel gemeiniglich mit einer Mumien = Gestalt bemahlt war. Der Sarg

wurde dem Körper genau angepaßt, und hatte oben die Gestalt eines Kopfes.

Der Mumie zog man auch manchemahl über das Gesicht eine Art leberner Kappe, auf welcher das Gesicht des Verstorbenen schön, zuweilen mit Gold gemahlt wurde. Auch wurde die Mumie im Sarge noch mit einer Decke umgeben, die oft sehr kostbar war. Sie bestand aus vielfach zusammen gepappten Byßus, oder einer Art Cattun, sie war sehr künstlich gewebt, oft mit kostbarer Malheroy versehen, mit Gold und Edelsteinen geschmückt.

Diese einbalsamirten, und so vor Verwesung bewahrten Todten behielten oft die Angehörigen bey sich, und hatten so den süßen Trost, die um sich zu wissen, die ihnen im Leben theuer gewesen waren. Sie nahmen sie auch wohl zu Mahlzeiten mit sich, setzten ihnen zu essen vor, und die Anwesenden pflegten zu einander zu sagen: *Trink, sey fröhlich, aber bedenke, daß du bald auch so seyn wirst, wie diese Mumie.*

Anderer Arten des Einbalsamirens.

So umständlich und kostbar, wie ich eben beschrieben habe, wurden nun freylich nur sehr reiche Verstorbene zubereitet. Die Leichen der minder Wohlhabenden wurden auf wohlfeilere Art zu Mumien

gemacht, indem die Eingeweide nicht aus dem Leibe genommen wurden, sondern derselbe bloß mit Cedern = Harz ausgespritzt, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum gelegt, hiernach mit Binden umwickelt wurde, die man mit einer Art Gummi überstrich. Die Körper der Ärmern wurden nur siebenzig Tage hindurch in Salpeter, hierauf in den Sarg gelegt.

Wie der liebe Gott die verborgene schlechte
That bekannt werden läßt.

Zwey ungerathene, gottvergeffene Bursche, sie waren Fleischerknechte und auch noch Brüder, faßten den ruchlosen Entschluß; in der Gegend vom N* im Jänner 1824 einem Manne in einer mondhellten Nacht im Walde aufzulauern, ihn zu ermorden und seines Geldes zu berauben. Sie hatten ihren verbrecherischen Plan sehr schlau angelegt, um nicht verrathen zu werden.

Sie führten die gräßliche That aus, und glaubten ihres Raubes sicher zu seyn. Der Ermordete wurde gefunden, und es waren keine Anzeigen da, daß man dem Mörder auf die Spur kommen konnte. Am allerwenigsten fiel auf die zwey Bursche ein Verdacht.

Ein geringes Anzeichen.

Der Fleischhauer, bey welchem die beyde Bursche dienten, war gegenwärtig, als man den Ermordeten gerichtlich untersuchte, und fand bey demselben den Verband eines Fingers, der aus einem Fleckchen gedruckter Leinwand mit Zwirn umwickelt, bestand.

Der Ermordete hatte keinen verwundeten oder schwierigen Finger; man vermuthete daher, daß der Mörder den Verband bey Vollführung der gräßlichen That verloren habe, und man stellte heimliche Nachforschungen an.

Man kommt dem Thäter auf die Spur.

Als der Fleischhauer nach Hause kam, sah er sein kleines Töchterchen mit der Puppe spielen. Sie kramte die Kleiderchen derselben und einen großen Vorrath von Flecken aus. Unter denselben bemerkte der Fleischer ein abgerissenes Stück, welches dem Zeuge des Verbandes ganz gleich war. Er fragte das Töchterchen, ob sie niemanden von diesem Stücke ein Fleckchen gegeben habe, und sie sagte, daß vor einigen Tagen der Fleischerknecht ein Stück davon abgerissen, und sich mit demselben den Finger verbunden habe.

Der Fleischhauer eilte mit dem aufgefundenen Fleckchen zu Gericht; man verglich es mit dem Verbandstücke, es paßte genau an dasselbe, wie es abgerissen war, und der Verdacht fiel nun auf den Fleischerknecht, der auch einen verwundeten Finger hatte. Er wurde eingezogen, er gestand, daß er den Mord mit Beyhülfe seines Bruders begangen hatte, und beyde wurden durch Henkers Hand hingerichtet.

Eine andere merkwürdige Geschichte.

Eine ähnliche Geschichte trug sich fast zu gleicher Zeit in Frankreich zu. Eine Witwe wurde ermordet und beraubt. Man hatte zwar auf einen leichtsinnigen und liederlichen Menschen Verdacht, der aber so wenig gegründet war, daß man den Verdächtigen nicht gerichtlich einziehen konnte.

Als die Ermordete entkleidet wurde, fand man zwischen ihrem Halstuche einen vom Ohre abgebrochenen metallenen Knopf. Dieser konnte leicht von dem Mörder bey der gräßlichen That verloren worden seyn.

Man forschte im Geheim nach, ob man nicht durch dieses kleine Anzeichen auf den Thäter gelangen könnte: und sieh da! dem verdächtigen Burschen fehlte an der Weste ein Knopf, und der gefundene gleich genau denen, die an der Weste sich befanden; ja er paßte sogar genau auf das Ohr, welches an der Weste noch fest angenäht war. Der Bursche wurde nun ins Verhör genommen, und mußte die schwarze That gestehen. Er wurde zum Tode verurtheilt.

Was du thust — Gott sieht und hört dich!
Gottvergessener! Dieses schrecke dich!

Der Faden wird nie so fein gesponnen,
Er kommt doch einmahl gewiß an die Sonnen.

Wiedervergeltung.

Nach der Schlacht von Vittoria in Spanien rückte das englisch-spanische Heer unter Wellingtons Anführung in Frankreich ein, und stürmte am 14. April 1814 Toulouse. Eine matte feindliche Kugel traf einen Schottländer aus der englischen Armee in die Seite. Er stürzte ohnmächtig nieder, ohne verwundet zu seyn, und konnte kaum athmen. Man trug ihn zurück, labte ihn mit Wasser aus seiner Feldflasche, und brachte ihn wieder zur Besinnung; doch war er so matt, daß er sich sitzend kaum aufrecht erhalten konnte.

Da drangen die Franzosen im wilden Ungestüm vor, und die Engländer wichen zurück.

Zwey französische Soldaten stürzten mit gefälltem Bajonette auf den halb ohnmächtigen und kraftlosen Schotten, der nicht fliehen konnte, zu, um ihn niederzustoßen.

Eben wollte der Vorderste mit einem Stöße seinem Leben ein Ende machen, als ihn der andere

beym Arme faßte, und ihm zurief: „Halt, Kamerad! Thu' mir diesem wackern Schotten nichts.“

Ein seltenes Zusammentreffen.

Der wehrlose Schotte faßte Muth, und sah seinem Retter starr in's Gesicht.

Da sagte dieser: „Ich habe mich nicht geirrt, ja du bist derselbe! Kennst du mich nicht?“

„Nein,“ entgegnete der Schotte. — Der Franzose fuhr aber fort: „Wackerer Schotte, Erinnerst du dich nicht mehr an das Gefecht bey Sobral? Mir ist dieser Tag unvergeßlich.“

Jetzt fiel es dem Schotten ein, daß er dort einen Franzosen, dem ein Portugiese so eben den Todesstreich versetzen wollte, in Schutz genommen hatte, und dieser wurde jetzt sein Retter.

„Du bist also der,“ fragte der Schotte, „den ich vor der Wuth des Portugiesen schützte?“

„Ja, das war ich,“ antwortete der Franzose. „Damahls rettetest du mich; jetzt rette ich dich, und nun sind wir quitt. — Da nimm einen guten Bissen; (er warf ihm einen Pfannenkuchen zu) und gehab dich wohl. Wisse, daß der Franzose keinen Dienst schuldig bleibt!“ Mit diesen Worten zog er ab.

Gedemüthigter Stolz.

Der Sohn des Amtmannes in L* war einige Jahre in der Stadt gewesen, um sich in Wissenschaften auszubilden. Er hatte die Zeit nicht nutzlos dort zugebracht; aber er überschätzte bey weitem die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er sich erworben hatte, und that sich darauf viel zu Guten.

So bildete er sich auch ein, daß er eine sehr wohlklingende Tenor-Stimme und eine sehr gute Schule im Gesange habe, und der Schullehrer des Ortes mußte ihn für den ersten Sänger gelten lassen, und im Dorfe konnte er es auch leicht seyn, da außer ihm und dem Schullehrer niemand singen noch ein musikalisches Instrument spielen konnte.

Der junge Herr, aufgeblasen von dem Vorzuge seines Gesanges, veranstaltete eines Tages eine musikalische Unterhaltung, und lud zu derselben Freunde und Bekannte aus der ganzen Nachbarschaft ein. Unter denselben war auch eine alte Base, die man zu der Gesellschaft zog, nicht weil sie Musik liebte,

und schätzte, sondern weil es sie würde gekränkt haben, wenn man sie ausgeschlossen hätte.

Sonderbare Wirkung der Musik.

Es wurden verschiedene Tonstücke, so gut es mit Dorf-Musikanten geschehen konnte, aufgeführt. Insbesondere wollte aber der junge Herr (so nannten ihn die Bauern gewöhnlich), durch seinen Gesang glänzen und Bewunderung erregen. Er schrie und trillerte, daß die Ohren gälten.

Da fing die alte Base schmerzlich zu weinen an. Der junge Herr Better meinte, daß sein Gesang sie bis zu Thränen rühre, und wollte des Singens kein Ende machen. Er hoffte großes Lob zu ernten, das ihm auch von anwesenden Schmeichlern zu Theil wurde.

Da ging der junge Herr mit sichtbarer Selbstgefälligkeit auf die alte Base zu, und fragte sie, warum sie während seines Gesanges geweint habe. Er glaubte auch von ihr ein stattliches Lob zu erhalten, und lauerte auf jedes Wort, das über ihre Lippen kommen sollte.

Schreckliche Täuschung.

Da sagte die Alte mit einem tiefen Seufzer:
„Ach, lieber Herr Better, wie Sie gesungen haben,

haben Sie mich an meinen armen Esel erinnert, den ich erst vor fünf Tagen verloren habe. Ach, die arme Haut! Gerade so hat er geschrien, wenn er Futter verlangte, wie Sie manchmahl in der Höhe und Tiefe die Töne herausgestoßen haben, und ich glaubte ihn leidhaft zu hören. Das hat mein Herz heftig angegriffen, daß ich fast laut habe weinen müssen."

Der eingebildete Sänger war bey diesen Worten, welche ein großer Theil der Anwesenden gehört hatte, wie vom Donner gerührt, und verließ die Base ohne ein Wort zu entgegnen.

Menschenliebe und Dankbarkeit.

Im Anfange des Feldzuges im Jahre 1809 hatte sich Graf Achilles von W* durch Muth und Tapferkeit rühmlich ausgezeichnet. Als Cadet war er in ein leichtes Reiter-Regiment getreten, und schon im ersten Gefechte hatte er solche Proben seiner Unererschrockenheit gegeben, daß er zum Officiere befördert wurde.

In der Schlacht bey Regensburg hatte sich der junge Achilles in den Kopf gesetzt, dem Feinde einen Adler abzunehmen. Seine Schwadron kam in's Gefecht gegen die französischen Lanzenträger. Er stürzte mit verhängtem Bügel auf die Feinde, hieb den Adlerführer vom Pferde, ergriff den Adler, und eilte in das Glied zurück.

Aber in dem nähmlichen Augenblicke wurde er von den Lanzenträgern umrungen, die mit gefällten Lanzen auf ihn eindrangten, und mit Säbelhieben ihm den Kopf zu spalten droheten. Von drey Lanzenstichen durchbohrt, stürzte der wackere Achilles vom

Pferde, das Siegeszeichen entsank seinen Händen, und er blieb als todt liegen.

Drey Stunden war er ohne alles Bewußtseyn auf dem Schlachtfelde; seine Cameraden wurden zurück geworfen, und es gelangte keine wohlthätige Hülfe zu ihm.

Achilles ist stark verwundet.

Das Schlachtgetümmel zog sich in weitere Entfernung, und Achilles, den man schon für todt gehalten hatte, kam wieder zu sich. Er suchte aufzustehen; mit Mühe und Schmerzen gelang es ihm. Er sah nach seinen Wunden; einen Stich hatte er in das dicke Fleisch des rechten Schenkels erhalten.

Diese Wunde erschwerte ihm zwar das Gehen, hinderte ihn aber nicht ganz daran.

Der Schmerz im rechten Arme zeigte, daß derselben von einem Lanzenstiche durchbohrt worden war. Doch schienen keine Flecken verlegt zu seyn. Die Wunde schmerzte sehr, war aber nicht gefährlich.

Der dritte Stich war in der Gegend der Brusthöhle; er war aber nicht tief eingedrungen. Die Wunde war angeschwollen und sehr schmerzhaft. Das Blut in der Wunde stockte, und erschwerte das Athmen.

Achilles sucht Hülfe.

Achilles suchte, auf seinen Säbel gestützt, weiter zu gehen, und mit unsäglicher Mühe und namenlosen Schmerzen gelang es ihm, das Ufer der Donau zu erreichen, welches nur an dreihundert Schritte entfernt war. Da landete eben ein bejahrter Mann in einem kleinen Rahne: seine Tochter, ein Mädchen von vierzehn Jahren, war bey ihm, und half ihm rudern. Graf Achilles winkte, daß sie zu ihm kommen, und ihm Hülfe leisten möchten. Er war todtenblaß, und durch den Blutverlust so abgemattet, daß er kaum sprechen konnte.

„Habt Mitleiden mit mir,“ sagte Achilles mit schwacher Stimme, „ich bin mit drey Lanzenstichen verwundet; bringt mich auf den Verbandplatz; in dem nahen Dorfe dort ist gewiß ein Arzt, bringt mich zu ihm, ihr rettet mir das Leben.“

Die beyden guten Menschen wurden von Mitleiden gerührt. Der Alte war selbst Soldat gewesen, hatte rühraliche Wunden vor dem Feinde erhalten, und genoß noch einen Ruhegehalt als Invalid. Er bewohnte nahe an der Donau eine kleine Hütte und nährte sich vom Fischfange. Lebherz ist sein Rahme.

Achilles ist erschöpft.

Vater und Tochter ergriffen sanft den Verwundeten, und trugen ihn in den Kahn. Da überzog Todtenbläße sein Gesicht, und er schloß die Augen.

„Vater!“ rief da die geängstigte Tochter, „der arme Officier stirbt!“ —

„Er stirbt nicht,“ entgegnete der Vater, „es ist nur eine Ohnmacht.“

Der gute Alte legte ihm schnell seinen Rock unter den Kopf, schöpfte mit der hohlen Hand Wasser aus dem Flusse, und wusch ihm Gesicht und Schläfe. Dann lüftete er ihm Halstuch, Rock und Weste, und sah die hoch angeschwollene Wunde auf der Brust, in welcher das Blut stockte, welches das Athmen erschwerte.

„Da steckt das Übel,“ sagte der Alte, „wenn wir das Blut zum Fließen bringen könnten, so würde der Arme sich gleich wieder erholen. Man dürfte ihm nur diese Brustwunde aussaugen, dann würde es gleich besser gehen. Doch wer mag das thun?“ —

„Ich sehe dort am Dorfe Soldaten geschäftig, welche Verwundete hin und her tragen. Ich will dort ärztliche Hülfe für unsern armen Verwundeten suchen. Ich werde eilen, so viel ich kann. Bleib

du, liebe Tochter indessen bey ihm: fürchte nichts, er ist nicht todt; es ist noch Leben in ihm."

Laura hat Mitleiden mit Achilles.

Der Alte sprang aus dem Kahne, band ihn fest an's Ufer an, und lief schnell nach dem Dorfe. Laura, so hieß das Mädchen, betrachtete den Ohnmächtigen mit Thränen im Auge.

„So jung," sprach sie, „und doch dem Tode schon so nahe. Wie werden deine Ältern um dich jammern!" —

Sie wusch ihn wieder mit Wasser; aber er erhobte sich nicht. Da legte sie ihm ihre zitternde Hand auf die Brust, und rief halb erfreut: „O, sein Herz schlägt noch, er ist nicht todt!"

Während sie so sprach, glaubte sie eine Bewegung an den Lippen des Ohnmächtigen wahrzunehmen, und er lispelte die Worte: „O meine liebe Mutter — ich werde dich nicht mehr sehen!"

Diese Worte erschütterten das gute Mädchen. Sie hatte erst vor zwey Monathen ihre geliebte Mutter verloren. Darum traf der Nahme Mutter so schwer ihr Herz, und erregte noch tieferes Mitleiden für den Verwundeten.

Laura bereitet eine schöne That.

„O, wenn ich ihn nur retten könnte,“ sprach Laura, „wie gern wollte ich ihn seiner Mutter erhalten!“ — „Aber wo bleibt mein Vater? die Geschwulst wird mit jeder Minute größer, das Blut stockt immer mehr, und erstickt zuletzt den armen Verwundeten.“ — „Wenn das Blut wieder zu fließen anfänge — sagt mein Vater, so wäre der junge Mann gerettet — aber das kann nur durch Ausfließen der Wunde bewirkt werden. — Ist vielleicht Gefahr dabey, oder ist es nur der Ekel, der meinen Vater abgehalten hat, seinen Mund an die Wunde zu legen? — Mir ekelt vor dem Blute nicht, wenn es darauf ankommt, einem Menschen das Leben zu retten. — Ich bin allein, niemand sieht mich als Gott, wenn ich meine Lippen an die Brust des Jünglings lege, und ich glaube, ein gottgefälliges und menschenfreundliches Werk zu thun. — Ich erhalte den Sohn der Mutter — meine verklärte Mutter wird mit Wohlgefallen auf mich sehen.“

In dem nämlichen Augenblicke seufzte der Verwundete wieder, indem er leise den Namen Mutter, Mutter! wiederhohlt stammelte.

Laura rettet Achilles.

Da war der schöne Entschluß des Mädchens gefaßt. Mit einem Blicke gen Himmel, der hernach die Gegend rund herum umschauete, ob sie von niemanden beobachtet würde, zog Laura das Kleid von der Wunde weg, legte zitternd ihre Lippen an dieselben, saugte, und das Blut floß.

Der Verwundete fing an, leichter zu athmen, die Todtenbläse verlor sich, er schlug die Augen auf, und erhobte sich langsam, während Laura sich Lippen und Gesicht wusch, um durch die Blutsflecken nicht verrathen zu werden: denn Laura hatte sich vorgenommen, das Geheimniß immer und ewig zu verwahren.

Der Verwundete richtete sich auf, und Laura unterstützte ihn mit ihrem Arme, damit er leichter aufrecht sitzen konnte.

Der Arzt kommt.

Da kam der alte Vater mit dem Wundarzte, und rief von ferne: „Wie geht es dem Verwundeten, er ist doch nicht gestorben?“ —

„Es geht schon besser, er athmet vielmehr schon leichter,“ entgegnete die Tochter freudig.

Der Arzt untersuchte die Wunden, und sagte: „Die Brustwunde ist die gefährlichste; aber das Blut

fließt noch, die Gefahr ist nicht mehr so groß, und ich halte den Leidenden für gerettet.

„Sie haben also gute Hoffnung?“ fiel Laura schnell ein —

„Ach ja!“ entgegnete der Arzt, „die Wunde ist nicht tief, und nur das gestockte Blut brachte Gefahr. Es ist gut, daß das Blut wieder fließt; die gute Natur und jugendliche Kraft kommen bey jungen, kraftvollen Leuten den Ärzten oft zuvor, und thun Wunder; wer hätte geglaubt, daß bey der hohen Geschwulst und Entzündung die Wunde von selbst sich wieder öffnen sollte?“

Achilles forschet nach seinem Retter.

Indessen hatte sich Achilles immer mehr erholt, obwohl er sehr schwach war. Er schlug die Augen auf, und sah sich von mehreren Menschen umgeben, die mit dem alten Lebherz und dem Arzte herbey gekommen waren.

„Ach!“ sagte Achilles, „ich komme wieder zum Leben, wie danke ich Gott! — Wem von euch, gute Menschen, habe ich es zu danken, daß ich wieder freyer athme?“

Alle sahen einander verwundernd an, und Laura ging einige Schritte abseits. „So tief ich in Ohnmacht lag,“ — fuhr Achilles weiter fort,

„so habe ich doch die wohlthätigen Lippen an meiner Brust gefühlt, die mir die Wunde wieder öffneten. Wer ist mein Retter? Mein Herz sehnt sich, ihn zu kennen, und ihm meinen Dank zu beweisen!“

„Von uns ist es niemand,“ sagten alle, „denn wir kommen jetzt erst an.“ —

„Sollte es meine Tochter gewesen seyn?“ erwiderte der Alte, mit einiger Verwunderung. — „Das kann kaum seyn, und doch — sie war ja allein bey ihm die ganze Zeit, während ich um den Arzt zu hohlen, abwesend war.“

Laura wird verrathen.

Alle suchten nun Laura mit neugierigen Blicken, welche die Verlegenheit, in der sie sich jetzt befand, zu verbergen suchte; denn Schamröthe hatte ihr ganzes Gesicht überzogen. —

Der alte Vater fragte, die Tochter stotterte — sie hatte beschlossen, das Geheimniß fest zu verwahren. Der Vater drang mehr in die Tochter, der Verwundete hörte nicht auf zu bitten, alle bemerkten Blutflecken an Laurens Halstuche — sie brach in Thränen aus, warf sich in die Arme des Vaters, und gestand, was sie früher niemanden sagen wollte, indem sie zugleich bath, mehr auf die gute Absicht, die sie hatte, als auf die That selbst zu sehen.

Der alte Vater drückte Laura an seine Brust, und sagte: „Heute ist mir der glücklichste Tag meines Lebens aufgegangen: ich bin stolz eine so brave und menschenfreundliche Tochter zu besitzen.

Achilles braucht ein ruhiges Krankenlager.

Graf Achilles erschöpfte sich in Dankesbezeugungen, daß ihm der Arzt rieth, den Dank auf die folgende Zeit zu versparen, wo es mit seinen Wunden besser stehen würde, weil jetzt jede Gemüthsbewegung das Blut mehr in Wallung bringen, und ihm gefährlich werden könnte. Er verband die Wunden, und versicherte dem Kranken wiederholt, daß keine, selbst auch nicht die Brustwunde tödtlich sey.

„Aber,“ setzte der Arzt hinzu, „Ihr Zustand erfordert große Behuthsamkeit, und eine gemächliche Ruhe, die Sie nicht leicht hier im Dorfe finden werden, und die Brustwunde ist von der Art, daß man Sie nicht ohne Gefahr von einem Ort zum andern, noch viel weniger in weite Entfernung bringen kann.“

„Wenn das ist,“ sagte der alte Fischer, „so biethet ja meine Hütte ein ruhiges Plätzchen für einen schwer Verwundeten dar. Sie hat zwar nur eine Stube und eine Kammer; aber sie ist sonnig und

gesund gelegen. Die Stube trete ich nun dem Verwundeten ab, und ich ziehe mich mit Laura in die Kammer zurück. Auch weiß ich mit Kranken und Verwundeten umzugehen, und ich habe selbst, da ich zu Kriegediensten untauglich geworden war, in Feldspitälern als Krankenwärter gedient."

Achilles geneset von seinen Wunden.

Der Alte machte aus abgehauenen Baumästen eine Tragbahre zurecht. Er legte seine Kleider auf dieselbe, Laura hohlte ein Rissen aus der nicht weit entfernten Hütte, der Verwundete wurde auf die Bahre gebracht, und in die Hütte getragen, wo Laura schon ein weiches Bett für den Verwundeten bereitet hatte.

Achilles fand bey diesen herzensguten Leuten eine Pflege, wie er sie nur immer wünschen konnte; bey der geschickten Behandlung des Arztes besserten sich seine Wunden zusehends, und bey den freundlichen und wohlwollenden Umgebungen erheiterte sich seine Seele so, daß seine Genesung rasch vorwärts schritt.

Achilles gibt seiner Mutter Nachricht.

Wie Achilles zu Kräften kam, schrieb er an seine Mutter nach Wien. Sein Vater war schon

vor mehreren Jahren gestorben. Er schilderte ihr die Gefahr, in welche ihn seine Wunden gebracht hatten, wie er durch Laura erhalten worden, und jetzt bey so guter Pflege getrost seiner vollen Genesung entgegen sehe. Er bath seine Mutter, dem braven Lebhertz und seiner guten Tochter zu lohnen, was sie an ihm thaten.

Die Mutter war reich, und Besitzerinn großer Güter. Da ihr gutes Herz sie schon von jeher bestimmte, allenthalben wohlthätig zu seyn, so hoffte der gute Sohn, daß sich die Mutter gewiß auf eine ausgezeichnete Art dankbar an seinen Wohlthätern bezeigen werde, damit Vater und Tochter nicht mehr nöthig haben würden, in einem zerbrechlichen Kahne die Donau zu befahren, um mit Fischfang ihren kärglichen Lebensunterhalt zu suchen.

Die Gräfinn kommt an.

Mehrere Wochen verflossen, die Wunden fingen schon an, sich zu schließen, und der Leidende gewann an Kraft und Heiterkeit des Gemüthes.

Da hielt ein Reisewagen vor der Hütte, Achilles richtete sich von seinem Lager auf, und sah zu seiner unaussprechlichen Freude seine Mutter aus dem Wagen steigen, und in die Stube eilen. Der alte Lebhertz saß an der Seite des Leidenden,

Laura hielt noch die Tasse in der Hand, in der sie ihm eben Arznei gereicht hatte.

Die Gräfinn warf sich über das Lager des Sohnes, und bedeckte ihn mit Küffen. Er hatte eben einen heiteren, fast schmerzlosen Tag.

Lebherz trat einige Schritte ehrerbietig zurück, Laura war über den unvermutheten Besuch verlegen.

Nachdem die Gräfinn die ersten Freuden des Wiedersehens mit ihrem Sohne genossen, wandte sie sich zu Lebherz und sagte, indem sie ihm wohlwollend die Hand reichte: „Euch danke ich die Erhaltung meines Sohnes; ohne Eure Hülfe hätte ich keinen Sohn mehr. Mein Dank wird nie verstiegen.“

„Und du, liebes Kind,“ fuhr die Gräfinn fort, indem sie sich zu Laura wandte, „du hast meinen Sohn gerettet: Komm her in meine Arme. Der Kuß, den ich Dir hier auf die Stirn drücke, sey Dir ein Unterpand, daß ich Mutterstelle an dir vertreten werde.“

„Ach, gnädige Gräfinn,“ entgegnete Laura schüchtern, „man müßte kein Menschenherz haben, wenn man einen so guten und braven Officier nicht beystände!“

Die Gräfinn sagte noch viel Verbindliches dem alten Vater und der Tochter, und ihr Plan war festgestellt, wie sie sich an ihnen dankbar bezeigen wolle. Indessen wünschte die Gräfinn nur, daß ihr Plan bald ausgeführt werden könnte.

Die Gräfinn bezeigt sich dankbar an dem alten Leberz.

Der Arzt erklärte, was die Mutter insbesondere wünschte, Achilles sey so weit genesen, daß er zu Wasser nach Wien gebracht werden könnte. Die Gräfinn belohnte den Arzt und alle, welche ihrem Sohne Dienste geleistet hatten, reichlich, und bereitete sich zur Rückreise. Sie wollte zu Land abfahren, und Leberz und Laura sollten den Sohn auf dem Schiffe in die Hauptstadt begleiten.

„Was soll ich in der großen Stadt machen, wo ich ganz unbekannt bin“, sagte Leberz. „Begleiten und pflegen will ich den jungen Grafen auf der Reise wohl, aber dann kehre ich wieder zurück. Ich bin hier schon angewohnt, und will hier meine alten Tage beschließen. In meinem Alter liebt man die Veränderung nicht mehr.“

Da sagte die Gräfinn, daß sie eine Schloßwärtersstelle auf einem ihrer Güter dem alten braven Manne bestimmt habe. Dort sollte ihm es an nichts ermangeln, er sey dort aller harten Arbeit enthoben, und könne dort seine Tage ruhig verleben. Durch diese Versorgung wolle sie sich dankbar an ihm bezeigen.

Der Alte machte Einwendungen, die aber alle

gehoben wurden, so daß er zuletzt einwilligte. Nur seine Laura lag ihm am Herzen, und er gab deutlich zu verstehen, daß er auch ihretwegen einige Gewißheit haben möchte.

Auch für Laura wird gesorgt.

Da sagte die Gräfinn: „Ich habe versprochen, Mutterstelle an dem Mädchen, die meinem Sohne ein rettender Engel war, zu vertreten. Ihr, guter Alter, habt zwar alles Recht, eine so gute Tochter bey euch zu behalten, damit sie euch im hohen Alter verpflege.

Die mit der Schloßwärterstelle verbundenen Einkünfte sind hinreichend, daß nicht nur ihr und euere Laura, sondern eine ganze Familie davon leben kann. Doch bitte ich euch, wenn ich eurem Herzen nicht zu nahe trete, mir die Tochter zu überlassen. Sie soll meine treue Gefährtinn seyn; als die Retterinn meines Sohnes werde ich sie immer lieben und schätzen, und nur eine anständige Versorgung die ich ihr bereiten werde, soll sie von mir trennen.

Water und Tochter leben glücklich.

Alle kamen wohlbehalten in Wien an. Graf Achilles genas ganz von seinen Wunden, und nach einem halben Jahre war er wieder bey seinem

Regimente. Le b her z zog auf das Gut der Gräfinn, und gefiel sich dort recht wohl. Er hatte ein Gärtchen, das er zum Vergnügen bebaute, und die großen Teiche in der Nähe, über die er als Sachverständiger auch die Aufsicht bekam, machten ihm mehr Unterhaltung als Mühe.

L a u r a blieb bey der Gräfinn, sie wurde in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet und so ausgebildet, wie es der bürgerliche Stand erfordert, über welchen sie die Gräfinn nicht hinaufziehen wollte; denn so wie sie das Mädchen vom ganzen Herzen liebte, so wollte sie dasselbe doch nicht an Bedürfnisse gewöhnen, und Wünsche in ihm erregen, welche es in der Folg nicht leicht würde befriedigen können. L a u r a machte sich durch ihre guten Eigenschaften allen achtbar, welche Gelegenheit hatten, sie näher zu beobachten.

B e s c h l u ß.

Nach mehreren Jahren starb der Amtmann auf dem Gute, wo Le b her z Schloßwärter war, und ein geschickter und braver junger Mann erhielt dessen Stelle. Er warb um L a u r e n s Hand, und sie glaubte, eine glückliche Ehe mit ihm schließen zu können. Sie erhielt gern die Einwilligung ihres Vaters und der Gräfinn, von der sie sehr reichlich aus-

gestattet wurde, und eine Morgengabe von 4000 Gulden bekam. Achilles war ihr Zeuge bey der Vermählung, er gab ihr zum Andenken ein mit Brillanten besetztes Kreuz mit goldener Kette, und verschrieb ihr, wenn er einst die Güter selbst antreten sollte, einen Jahrsgehalt von 300 Gulden.

Sie verlebt nun mit ihrem Gatten die glücklichsten Tage. Vater Leberz ist in ihrer Mitte. Die Gräfinn bringt jährlich zwey Sommermonathe auf diesem Gute zu, und Achilles benützt oft diese Zeit, mit Urlaub bey ihnen zu seyn. Daß oft und mit Rührung die Geschichte von der Brustwunde besprochen wird, dafür bürgt das gute Herz der Gräfinn und ihres wackeren und dankbaren Sohnes.

Bruderliebe und Entschlossenheit.

Die Familie Hartenberg verlebte die vergnügtesten Tage des Sommers in ihrem Landhause zu Erlenburg. Der Bruder Carl, ein feuriger, munterer aber auch ziemlich leichtsinniger Knabe von zwölf Jahren, war mit guten Zeugnissen seines Fleißes und Wohlverhaltens nach vollendeter Prüfung aus der Erziehungsanstalt angekommen, und nicht viel später rückte Adolph der ältere Bruder, der in der Militär-Akademie in Neustadt erzogen wurde, mit einem vierwöchentlichen Urlaube bey den Ältern ein.

Die Schwestern Mathilde, Adelheid und Theodora freueten sich schon Monathe lang auf diese Ferienzeit, wo sie einige Wochen mit ihren Brüdern angenehm und fröhlich verleben könnten, und selbst die Ältern machten Vorbereitungen, damit es den Kindern an Unterhaltungen nicht fehlete.

Es war ein wahrhaft angenehmer Anblick, die Ältern mit ihren Kindern, welche in jugendlicher Kraft und Unschuld wie Rosen blüheten, vereinigt

zu sehen und dieß geschah des Jahrs nur einmahl; denn außer der Ferien = Zeit kamen sie nie alle zusammen.

Der Spaziergang in die Auen.

Alle hatten ein frohes Mittagsmahl eingenommen, und für den Nachmittag wurde ein Spaziergang in die Auen, die neben dem ziemlich breiten und reißenden Flusse sich hinzogen, verabredet. Vater und Mutter konnten an dem Spaziergange nicht Theil nehmen. Sie mußten einen Krankenbesuch in dem eine Stunde weit entfernten Schlosse abstaten, und sie fuhren bald nach Tische fort.

Als sich die Kinder alle zum Spaziergange anschickten, gab der schelmische Carl Geschäfte vor, die er noch geschwind verrichten wollte, und versprach bald nachzukommen. Er ging aber in den Pferd stall, und nöthigte den nur zu nachgiebigen Reitknecht, ihm, der doch im Reiten gar nicht geübt war, ein Pferd zu satteln, auf welchem er am andern Ufer des Flusses reiten, und über die weit oben gelegene Brücke seinen Geschwistern in die Aue zuvorkommen, und sie auf diese Art überraschen wollte.

Ein unglücklicher Ritt.

Mathilde, Adelheid, Theodora und

Adolph schlenderten unter traulichen Gesprächen und Scherzen an dem blumenreichen Ufer des Flusses gegen die Au zu, als sie auf einmahl auf dem jenseitigen Ufer ein Pferd gallopierten, sich bäumen, und hinten ausschlagen sahen. Der Reiter war nicht mehr im Stande es zu leiten; er hielt sich mit Mühe auf demselben fest, und hatte schon seinen Hut verloren.

Da stieß Adelheid einen Angstschrei aus, und schrie: „Das ist Bruder Carl, unser unglücklicher Bruder Carl! Das Pferd wirft ihn ab, und da bricht er Hals und Bein!“ Alle drey Schwestern fingen zu jammern und zu weinen an.

Adolph wird der Retter des Bruders.

Ohne ein Wort zu sagen, lauft Adolph zu dem Flusse, wirft Hut und Jacke weg, und stürzt sich hinein. (Er war ein geübter Schwimmer).

Der Fluß war an der Stelle reißend und tief. Adolph verschwindet vor den Augen seiner Schwestern, sie werfen sich auf die Knie und flehen zum Himmel um Hülfe und Rettung. —

Adolph erscheint wieder auf der Oberfläche des Wassers, er rudert mit Händen und Füßen gegen das jenseitige Ufer hin, er erreicht es, er erhascht den in das Wasser hängenden Ast eines Weidenbau-

mes, er schwingt sich auf das feste Land, und läuft dem Pferde entgegen, welches durch den Stich einer Hornisse in Wuth gebracht, den armen Carl eben abschüttelte. Zum Unglücke blieb er mit einem Fuße am Steigbügel hängen, und war in Gefahr mitgeschleppt zu werden. Aber in dem nämlichen Augenblicke hatte Adolph das Pferd bey'm Zügel ergriffen, und suchte es zu besänftigen, während Carl sich von dem Steigbügel losmachte. Außer einer Beule am Kopf hatte der unbesonnene Carl keinen Schaden genommen.

B e s c h l u ß.

Die Schwestern erhoben am andern Ufer ein Freudengeschrey, als Adolph ihnen zurief, daß alles ohne Schaden abgelaufen sey. Man eilte nach Hause. Carl, der vor Schrecken noch todtenbläß war, mußte manche Vorwürfe leiden, daß er sich so muthwillig in Gefahr begeben hatte, und Adolph und den wackeren entschlossenen Adolph überhäuften alle mit Dank und Liebkosungen. Meine lieben Leser werden sich leicht einbilden können, was die Ältern bey ihrer Zurückkunft zu beyden Söhnen werden gesagt haben.

Angestringter Fleiß überwindet Alles.

Beyläufig dreyhundert fünfzig Jahre vor Christi Geburt lebte zu Athen in Griechenland Demosthenes, der berühmteste Redner aller Zeiten. Er gibt uns ein Beyspiel, was fester Wille und Beharrlichkeit vermögen; wie man durch anhaltende Bemühung das unmöglich Scheinende erreichen, und selbst angeborne und durch lange Gewohnheit gleichsam zur Natur gewordene Fehler verbessern und ablegen kann.

Ich erzähle von den unablässigen Bestreben des Demosthenes, sich zum öffentlichen Redner auszubilden, wozu ihm die Natur fast alle Anlagen versagt hatte, für euch, junge Freunde, denen es oft viele Mühe kostet, in den Wissenschaften fortzuschreiten, denen die Natur glückliche Anlagen versagt hat. Verdoppelt euren Fleiß, harret aus bey dem Schwersten, bemühet euch unablässig dort, wo es euch am wenigsten gelingen will, lasset nie den Muth sinken, habet Selbstvertrauen, und ihr werdet sehen,

daß angekrengter Fleiß und Ausdauer alle Schwierigkeiten überwinden. Der Erfolg wird euer Bemühen krönen.

Demosthenes wird *Jung* verwaiset.

Demosthenes war der Sohn eines Waffenschmiedes, und verlor seinen Vater schon im siebenten Jahre. Er war arm und auch vom schwachen Körperbaue. Ein Handwerk, welches viel Kraft erforderte, konnte er nicht lernen, und er hatte auch keine Gelegenheit, sich in den Wissenschaften auszubilden. Er wuchs daher fast ohne allen Unterricht auf. Auch war er in seinem Äußeren blöde, er stammelte im Sprechen, und wurde deswegen oft von seinen Spiel-Cameraden geneckt und verlacht, welches ihn nicht wenig verdross, und in ihm den festen Willen erregte, zu lernen, und seine Fehler zu verbessern.

Demosthenes will ein Volksredner werden.

Damahls wurden alle Staatsangelegenheiten öffentlich vor dem Volke verhandelt. Redner bestiegen die Bühne, und suchten das Volk durch die Macht ihrer Beredsamkeit zur Annahme oder zur Verwerfung eines Beschlusses, den die Obrigkeit zur Berathung vorlegte, zu bestimmen und zu bereden.

Einmahl sollte ein berühmter Redner eine solche öffentliche Rede halten. Alles war neugierig darauf; auch der junge Demosthenes wünschte ihn zu hören. Eigentlich waren Knaben von einer solchen Volksversammlung ausgeschlossen; aber ein Bekannter nahm den Demosthenes mit, und verschaffte ihm einen guten Platz, von wo er jedes Wort deutlich hören konnte.

Der Knabe war entzückt über alles, was der Redner sagte; solch eine Kraft hatte er in der menschlichen Rede nicht geahnet. Wie der Redner schwieg, brach die ganze Versammlung in lauten Beyfall aus, und tausend Zungen priesen sein Lob.

Demosthenes wurde von diesen Beyfallsbezeugungen so ergriffen, daß er den Entschluß faßte, auch einmahl ein Redner zu werden, es koste ihm, was es wolle.

Demosthenes bereitet sich als Knabe vor.

Von der Zeit an war jedes Spiel verbannt, und die Zeit nur dem Lernen gewidmet. Wenn er ja noch, um sich zu erheitern, mit andern Knaben zusammen kam, so war einer der Richter, der Andere der Verklagte, und Demosthenes hielt eine Rede, um ihn zu vertheidigen, daß er von der Strafe losgesprochen werden mußte. War De-

mosthenes allein, so las und schrieb er unaufhörlich; denn er wußte wohl, daß man nur durch gründliche Erlernung der Regeln, durch Lesung vorzüglicher Muster und dann durch eigene schriftliche Übung sich die gehörige Fertigkeit im richtigen Gedanken Ausdrucke und eine abgerundete Sprache erwerben kann.

Der erste Versuch mißlingt.

Unter unablässigen Übungen wuchs Demosthenes heran, und bildete sich zum Volksredner aus. Als er das gehörige Alter erreicht hatte, um vor dem Volke auftreten zu können, bearbeitete er eine Rede schriftlich mit aller Sorgfalt und Umsicht, und lernte sie auswendig. Er hoffte ganz sicher auf großen Beyfall, wenn er sie dem versammelten Volke vortragen werde.

Aber wie wurde der arme Demosthenes in seiner Erwartung getäuscht! Das Volk lärmte, lachte höhlich, und piff ihn aus. — Ganz niedergeschlagen, blutroth vor Scham, lief er nach Hause, und gelobte sich im Unwillen über den mißlungenen Versuch, nie wieder die Rednerbühne zu besteigen.

Neue Ermunterung.

Dies gekränkt schlich Demosthenes lange

Zeit einsam und in sich gekehrt herum, und getraute sich niemanden vor Scham anzusehen. Da begegnete ihm eines Tages ein alter, ehrwürdiger Greis, der ihn gut kannte. Freundlich nabete er sich dem Demosthenes, nahm ihn bey der Hand, und sagte: „Wie Schade ist es um dich, junger Mann, daß du deine schöne Rednergabe so unbenutzt lässest! du könntest einer der ersten Redner werden; aber aus Muthlosigkeit oder gar aus Trägheit willst du die guten Anlagen nicht ausbilden.“

Demosthenes meinte Anfangs, der Alte höhne ihn. Dieser aber sprach ihm ans Herz eindringlich, und Demosthenes mußte versprechen, wenigstens noch einen öffentlichen Versuch zu wagen.

Er arbeitete wieder eine sehr gründliche Rede aus, und lernte sie mit allem Fleiße auswendig.

Zweyter Versuch.

„Nun dieses Mahl,“ dachte er, „wird es doch gewiß gut gehen,“ und er genoß schon im Voraus der Freude über den allgemeinen Beyfall. Aber du armer Demosthenes! Kaum hatte er den Mund geöffnet, so brach auch das Volk wieder in ein schallendes Gelächter aus, und hörte nicht auf zu pfeifen und zu zischen.

Demosthenes stand wie vernichtet da, und

hätte in die Erde sinken mögen. Er hüllte sein Gesicht in den Mantel, und lief, als brennte ihm der Kopf, nach Hause. Da warf er sich voll bitterm Unmuths in den Sessel, und brütete mürrisch in finsternen Gedanken.

Demosthenes lernt einsehen, wo es bey ihm fehlt.

Uoch saß er, auf die Ungerechtigkeit des Volkes zürnend da, als ein Freund ihn besuchte, der ein berühmter Schauspieler war. Bitter beklagte er sich gegen denselben über seinen Unstern, und sagte voll Unmuth: „Das Volk weiß nicht, was es will. Mich verlacht es mit meiner nach allen Regeln fleißig ausgearbeiteten Rede, und andern hört es mit Aufmerksamkeit und Beyfall zu, die dummes Zeug wie Trunkenbolde von der Bühne herabschreyen. Das Volk ist ungerecht — ganz verdreht in seinen Ansichten und Meinungen.“

„Höre einmahl,“ erwiederte der Schauspieler, „ich will dir sagen, woran es fehlt. Sey so gut, und trage mir nur einige Absätze aus den Werken des Sophokles oder Euripides vor,“ (beyde waren berühmte griechische Schauspieldichter, von denen noch einige Werke übrig sind).

Demosthenes that es, und glaubte seine

Sache recht schön gemacht zu haben. Aber wie erstaunte er, als nun der Schauspieler die nämlichen Stellen auch hersagte; aber mit einer Kraft und einem Ausdrücke der Stimme, mit so lebhaften und treffenden Mienen und mit einem so lebendigen Geberdenspiel, daß Demosthenes nur Auge und Ohr war, und ganz andere Stellen zu hören glaubte.

Demosthenes bemüht sich die Fehler abzulegen.

Nun merkte er erst, woran es ihm fehle, daß er den Beyfall des Volkes nicht erlangen könne. Er hatte eine schwache Stimme, einen kurzen Athem, und konnte das R nicht aussprechen. Das Schlimmste aber bey seinem Vortrage war die lächerliche Gewohnheit, daß er fast bey jedem Beystrich, wie er mit der Stimme inne hielt, auch mit der einen Schulter zuckte.

Sein Freund, der Schauspieler machte ihn auf alle diese Gebrechen aufmerksam.

Nun fing Demosthenes mit allem Eifer neue Übungen an. Bald ging er an den Meeresstrand, und suchte das tosende Geräusch der an die Felsen anprellenden Wellen zu überschreyen; bald legte er sich kleine Steine auf die Zunge, und bemühte sich, trotz dieses Hindernisses deutlich zu spre-

chen ; bald sagte er , indem er einen steilen Berg hinaanstieg , laut lange Reden her . Durch diese Übungen suchte er eine stärkere Stimme , einen längeren Athem und eine deutlichere Aussprache zu bekommen .

Beharrlicher Fleiß.

Dann miethete sich Demosthenes eine Wohnung unter der Erde , um in der Einsamkeit vollends alle Mängel zu beseitigen , und damit er ja nicht Lust bekommen sollte , auszugehen , schor er sich auf einer Seite des Kopfes die Haare ganz ab .

Nun stellte er sich viele Stunden lang vor den Spiegel , sagte lange Reden her , und übte sich in dem Spiele der Mienen , in der Bewegung der Arme und Hände , überhaupt in den Geberden . Um sich das lächerliche Zucken mit der Schulter abzugewöhnen , hing er ein bloßes Schwert mit einer scharfen Spitze an der Decke seiner unterirdischen Wohnung , und stellte sich so darunter , daß die scharfe Spitze seine entblößte Schulter berührte , und ihn empfindlich verletzte , wenn er sich einmahl vergaß , und die Schulter bewegte . Wenn er von diesen Übungen müde war , arbeitete er schriftlich neue Reden aus .

Demosthenes, ein vollendeter Redner.

Als nun drey Monathe verflossen waren, ging Demosthenes als ein vollendeter Redner aus seinem unterirdischen Loche hervor, und betrat die Rednerbühne mit neuem Muthe, und da zeigte sich was fester Wille und beharrlicher Fleiß vermögen.

Das Volk belustigte sich schon voraus, als es ihn öffentlich auftreten sah, es dachte, wieder etwas zu lachen zu bekommen.

Aber wie erstaunte es, als Demosthenes den Mund öffnete, und mit hinreißender Beredsamkeit sprach. Es glaubte, einen ganz andern Redner zu hören. Es ward mit Achtung gegen den jungen Mann erfüllt, der Wille, Kraft und Ausdauer besaß, die widerlichsten Gebrechen zu überwinden.

Sein Ruhm war von nun an gegründet. Alle hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wenn Demosthenes sprach, und die Wirkung seiner Rede war erfolgreich; er beredete das Volk zu was er wollte. Leider hat er den Einfluß, den seine Beredsamkeit auf das Volk hatte, nicht immer zu den besten Zwecken verwendet, und oft war seine Beredsamkeit für Geld feil. — —

Das alte Kirchenjahr.

Das alte christliche Kirchenjahr begann eigentlich mit der Sonnenwende im Winter und dem Feste der Geburt Christi. Jetzt fängt es mit dem ersten Sonntage im Advente an. Es war in Jahres-, Mondes-, Wochen- und Tageszeiten abgetheilt, welchen Kaiser Carl der Große deutsche Namen gegeben hat.

Die vier Jahreszeiten wurden nach vier großen Kirchenfesten abgetheilt. Für den Winter war das Fest der Geburt Christi, oder der Erscheinung Gottes unter den Menschen. Es wurde und wird noch Weihnachten genannt.

Für den Frühling war das Fest der Auferstehung und Unsterblichkeit, oder Ostern; für den Sommer das Fest des heiligen Geistes oder Pfingsten; für den Herbst das Fest des göttlichen Gerichtes der Belohnung und Vergeltung, oder Allerheiligen und Allerseelen.

Von den zwölf Monathen im Jahre war fast

jeder einem der zwölf Apostel angewiesen. Jede Woche, die sieben Tage der Schöpfung vorstellend, endete, weil Christus da erstanden war, mit dem Sonntage als Ruhetage, und jeder Tag des Jahres führte den Namen oder das Fest eines Heiligen.

Die Advent=Zeit.

Drey Wochen vor dem Feste der Geburt Christi oder vor Anfang des Jahres wurden im Gebethe, mit Reue über die Sünden und mit Bußwerken zugebracht. Dieses war die Zeit der Erwartung oder Advent=Zeit. Wie ehemahls die Altväter in der Vorhölle auf die Zeit der Ankunft Jesu warteten, so harrete auch jeder bußfertige Sünder darauf als auf die Zeit seiner Erlösung. Und nun erschien das Fest der Geburt Jesu in aller Herrlichkeit und Demuth, wie es den Hirten bey Bethlehem erschienen ist.

Weihnachtsfest.

Unter dem feyerlichen Gesange: „Christus ist uns heute geboren!“ wurde der menschengewordene Gott mit aller Pracht und tiefer Andacht auf dem Altare verehrt und angebethet. Aber neben dem Altare wurde das Christ-Kindlein in Armuth und Nie-

brigkeit, in der Krippe liegend zwischen Hirten und Thieren dargestellt, auf daß auch Arme und Kinder in dem Menschgewordenen Jesu ihren göttlichen Bruder finden und lieben möchten.

Die Weihnacht war, wie sie es noch jetzt ist, ein Fest der Kinder. Sie durften sich das göttliche Kind mit seiner Mutter und dem Pflegevater Joseph auch zu Hause in Bilder vorstellen. In jeder Familie hatten die Kinder einen Stall mit der Krippe, in welcher das Jesu-Kindlein lag.

Die Kinder wurden mit neuen Kleidern, Obst, Zuckerwerk und andern Spielsachen beschenkt, als wenn ihnen dieses alles das Christ-Kindlein gebracht hätte. Am dritten Tage nach Weihnachten war den Kindern ein eigenes Fest geweiht; das Fest der unschuldigen Kinder.

So erblühte in den alten Zeiten mit der unschuldigen Freude Religiosität, Gehorsam und Liebe gegen die Ältern in den Herzen der Kleinen fest und wirksam für die Zukunft.

N e u j a h r .

Mit dem ersten Jänner begann das bürgerliche Jahr, und das christliche vermischte sich jetzt eine Zeitlang mit ihm, um Kirche und Staat im Einklange zu erhalten. Alle wünschten sich da ein glück-

liches Jahr. Man gab sich wechselweise Geschenke, man bewirthete sich in Häusern und auf den Plätzen. In Städten zogen die Bürger und Beamten in festlichen Kleidern und mit Musik begleitet zu den Höfen ihrer Fürsten, oder an die Wohnungen ihrer Obrigkeiten, und brachten ihnen ein glückliches neues Jahr. Bald darauf folgte das sogenannte

drey Königsfest,

welches für Könige und Fürsten bestimmt war. Diese opferten während dem Hochamte Gold, Weihrauch und Myrrhen, und kamen damit kniend zum Altare.

An diesem Tage war an ihren Höfen große Pracht und Herrlichkeit; es wurden große Tafeln und Festgelage gegeben. In jeder Familie wurde an diesem Tage ein König entweder durch Stimmen oder durch das Loos gewählt, welcher den Tag hindurch im Hause herrschte.

Von nun an wurde die Zeit der Freude und dem Vergnügen gewidmet. Es war die so genannte

Faschingszeit.

Anfangs, in der Hälfte des Januars ging es dabey ganz mäßig zu, wie aber die so genannte Fastnacht herannahete, da gab es Gastmahle, Gaukeleyen, Tanz, Narren- und Possenspiel Die drey

letzten Tage waren recht eigentlich der menschlichen Thorheit Preis gegeben. Schmausereien, Schauspiele, Musik, Mummereien, Hanswürste und Possenreißer erlustigten die Leute jeden Standes bis zur Tollheit. Nun aber trat ernst und nüchtern

die Aschermittwoche ein.

Das Volk nahm Abschied von allen Lustbarkeiten, und ging zur Kirche. Der Priester zeichnete, wie es noch jetzt an diesem Tage in der Kirche geschieht, jedem mit Asche ein Kreuz auf die Stirn, indem er sprach: „Gedenke Mensch, daß du aus Staub bist, und wieder zu Staub werden wirst.“

Durch dieses Erinnerungszeichen wurde der in Vergnügungen und Freude verirrte Geist wieder an Besonnenheit, Buße und Ewigkeit erinnert.

Von nun an war ernste Stille eingetreten; Schmause, Tänze, Possen und Gaukelspiele hatten aufgehört, und fromme Betrachtungen und ernsthafte Beschäftigungen waren im häuslichen und öffentlichen Leben an der Tagesordnung.

Die Menschen, welche noch kurz zuvor in bunten Reihen bey schallender Musik den Tanzboden durchflogen, gingen jetzt mit gesenktem Haupte paarweise gereiht, die Bußpsalmen singend, in die Kirchen und Capellen.

Die Tische, welche während der Faschingszeit mit allen Arten von Speisen und Getränken üppig besetzt waren, boten jetzt nur sparsam mäßige Gerichte dar; der Überfluß wurde den Armen gegeben. Statt der fröhlichen Gesänge bey dem Schauspiele hörte man jetzt nur in Chören Buslieder und das klägliche Miserere, oder von der Kanzel eine Bus- und Strafpredigt.

Diese Fastenzeit dauerte vierzig Tage; und verbreitete sich selbst in die Höfe und Palläste der Könige und Fürsten. Da war keine Prunktafel, kein festlicher Aufzug, keine Galla und keine Lustparthie zu sehen. Die Könige besuchten jetzt mit ihrem ganzen Hofstaate die Kirchen. Statt der glänzenden Hoffeste hielt man jetzt Bethstunden, statt der Narrenspotten der Lustigmacher hörte man jetzt die ernstesten Worte der Prediger und Bischöfe, und statt der prächtigen Kleider waren Fürsten und Könige in schwarze Trauerflöre gehüllt.

Die Charwoche

hindurch stiegen die Gegenstände des Ernstes und der Trauer auf einen höheren Grad. Der Kirchengesang wurde dumpfer und schauerlicher, die Enthaltbarkeit an Speisen strenger. Kein Altar war verziert, keine Glocke wurde geläutet, keine Trom-

mel oder Pfeife, ohne gedämpft oder abgespannt zu seyn, gehört, und nicht einmahl ein Prachtwagen rollte auf der Gasse. Fürsten und Unterthanen, Vornehme und Niedrige, Reiche und Arme mußten zu Fuß gehen, und wer es bezahlen konnte, in schwarzen Kleidern erscheinen. Ja selbst die sonst rauschende Soldaten = Musik tönte wie ein Trauermarsch.

Am Palmsonntage

sing die Vorlesung und Vorstellung der Leidensgeschichte Jesu an. Nachdem die Palmzweige zum Einzuge des Heilandes geweiht waren, sah man sowohl in Kirchen als bey Umgängen keine andern Bilder, als die des leidenden Messias, man hörte keine andern Gesänge und Predigten, als die darauf Bezug hatten. Nachdem man am Gründonnerstage das heilige Abendmahl empfangen hatte, wuschen, wie es noch heut zu Tage zu geschehen pflegt, die Könige und Fürsten zwölf armen Männern, die Bischöfe ihren Priestern die Füße, und bedienten sie bey Tische. Am

Charfreytage

wurde in allen Kirchen die Grablegung Christi oder das heilige Grab vorgestellt. Das schauerliche, nur mit gebrochenem und matten Lichte erleuchtete

Gewölbe, die mit schwarzem Tuche behängten Wände, die feyerlichen Klagelieder des Jeremias, den Ernst und die Andacht auf allen Gesichtern der Bethenden mußte auf jeden, der die Kirche besuchte, einen tiefen Eindruck machen. Bis jetzt haben sich diese Kirchengebräuche erhalten, und ihre Wirkung auf das fromme Gemüth ist bedeutungsvoll.

Diese stieg in der Nacht, vom

Charsamstage

auf O stern, zum höchsten Grade, als das Hochwürdige in einem goldenen Kästchen aus dem heiligen Grabe von dem Bischofe oder Priester auf das Hochaltar getragen wurde. Die Domherren und andere Geistlichen begleiteten dasselbe mit brennenden Kerzen; ein dumpfer, feyerlicher Choral wurde dabey abgesungen, und alles war hehr und erhaben.

Als nun das Kästchen auf dem Altare geöffnet wurde, schlug die Glocke eben zwölf Uhr um Mitternacht. Da erschallte auf einmahl mit voller Stimme: „Christus ist erstanden, Alleluja!“

Die Glocken tönten im dumpfen Gelärte von den Thürmen herab, die Orgel wirbelte und schnarrte in frohen Tönen durch die Hallen der nun hell beleuchteten Kirche, worauf das ganze Chor drey-mahl

das fröhliche *Alleluja*, *Alleluja*, *Alleluja*! wiederhobte. Sobald aber am

Ostertage

die Sonne den werdenden Tag verkündigte, erschien alles Volk wieder in einem feyerlichen Gewande, und alles verkündete Munterkeit und Freude. Die Leute wünschten sich in Häusern und auf der Gasse ein fröhliches *Alleluja*! Männer und Weiber, Junge und Alte, Ältern und Kinder gingen im festlichen Pufe umher, die Kinder führten oft weiße Osterlämmlein an rothen Bändern nach.

Die Glocken und Trommeln verkündeten ein frohes Fest. Könige und Fürsten erschienen in glänzender Pracht, und wohnten dem feyerlichen Hochamte bey. Nun war wieder der Tisch festlich gedeckt und besetzt. Das Volk strömte die Feyertage hindurch auf das Feld, die Alten, um mit dem erstandenen Heiland auch die wieder erstandene Natur im Frühlinge zu bewundern, die Kinder, um die farbigen Eyer zu suchen, die man in dem frischen Grase versteckt hatte.

B e s c h l u ß.

So wurden in alten Zeiten die hohen Festtage von allen Ständen mit Andacht und Erbauung ge-

feiert, und durch die fromme Betrachtung der Menschwerdung Jesu wurden die Christen im Glauben, in der Hoffnung und Liebe gestärkt.

Wie weit sind wir hierin hinter unsern Vorfahren zurückgeblieben, und wie bringen wir diese Festtage zu, die in der Kirche noch immer feyerlich begangen werden? Viele glauben genug gethan zu haben, wenn sie einer Messe beywohnen, und die übrige Zeit dem Vergnügen und Unterhaltungen zuwenden. Diese mögen an unsern Vorfahren sich ein Beyspiel nehmen.

Kindliche Liebe.

In dem alten Rom hatten, beyläufig 36 Jahre vor Christi Geburt, drey herrschsüchtige und blutdürstige Männer, Octavius, Antonius und Lepidus die höchste Gewalt an sich gerissen, und das große römische Reich unter sich getheilt. Alle guten Bürger, welche diesen Schritt mißbilligten, wurden geächtet, gemordet, und ihr Vermögen wurde eingezogen. So wurden, wie alte Schriftsteller erzählen, in wenigen Tagen des Schreckens 300 Senatoren, 10,000 Ritter und eine noch viel größere Zahl gemeiner Bürger getödtet. Soldaten und bedungene Mörder wurden aufgebothen, um jene Geächteten, welche sich verborgen hatten, aufzuspüren, und für jeden Kopf wurden ihnen 5000 Thaler ausgezahlt — eine Blutschande, über welche noch jetzt die Menschheit senfzet! — —

Der brave Sohn.

Unter der Zahl der Geächteten war ein alter,

schwacher Mann, *O p p i u s* mit Nahmen. Er wartete in seinem Hause ruhig die Mörder ab, weil an keine Rettung zu denken war. Sein ihn zärtlich liebender Sohn zitterte für das Leben des Vaters, und rieth zur Flucht, als dem einzigen Mittel, dem gewissen Tode zu entgehen.

Aber der Greis war zu schwach, um zu Fuß einen weiten Weg zu machen.

Da bath der zärtliche Sohn den Vater so lange und so flehentlich, bis er ihm erlaubte, ihn auf den Schultern aus der Stadt zu tragen. Die Todesstrafe war von den Wütherichen auch über jene verhängt, welche einen Geächteten verheimlichten, oder dessen Flucht beförderten.

Das Glück unterstützte die kindliche Liebe. Sie kamen unangefochten auf das Feld, flohen die ganze Nacht, und erreichten das Meer, wo sie ein Schiff mietheten, welches sie nach Sicilien brachte. Der gute Sohn hatte auf der Flucht den alten Kranken Vater bald getragen, bald geführt, und er schätzte sich überaus glücklich, daß die Rettung gelungen war.

Lohn der kindlichen Liebe.

Alle Guten freueten sich der schönen That, und sie war dem zärtlichen Sohne nicht vergessen. Als es geraume Zeit nachher in *R o m* wieder ruhig ward.

wurde der brave Sohn zum Adil von dem Volke wegen der kindlichen Liebe, die er dem Vater erwiesen, erwählt. Bey dieser Ehrenstelle mußte er — so war es gewöhnlich — dem Volke öffentliche Schauspiele auf seine Kosten geben.

Er hatte kein Vermögen, denn nach der Flucht des Vaters wurde alles von den Bithyriern eingezogen, was Vater und Sohn besaßen. Doch die Arbeiter erklärten, für einen so guten Sohn wollten sie alles gern umsonst machen, und bey den Schauspielen warfen die Zuschauer so viel Geld auf das Theater, daß der junge Oppius ein reicher Mann wurde.

Dem Verdienste gebührt der Lohr.

In einem abgelegenen Winkel der Stadt bewohnte die Witwe *Walther* ein kleines Stübchen. Sie lebte in den dürftigsten Umständen von einem kleinen Gnadengehalte und von der Arbeit ihrer Hände. Ihr größter Reichthum waren ihre zwey Töchter, *Maria* und *Eusebia*, von denen erstere sechzehn, *Eusebia* aber vierzehn Jahre alt war. Beyde waren gottesfürchtig, arbeitsam und ehrten die Mutter mit kindlicher Liebe.

Maria war vom schwachen Körperbaue und kränkelte immer. Dieses künmerte und kränkte die Mutter sehr, da sie von der schmalen Einnahme auch noch Geld auf Arzeneyen verwenden mußte, und die gewöhnliche und derbe Kost der kränkelnden Tochter nicht gedeiblich war. Alle arbeiteten, so viel Zeit und Kräfte zuließen, um das tägliche Brot zu verdienen, und *Eusebia* saß oft noch um Mitternacht bey'm Nähtische oder bey der Stickrahme, wenn dringende Arbeit und Noth im Hause war, und sie be-

mühet sich mehr für Mutter und Schwester, als für sich selbst, denn sie entbehrte gern, wenn nur die Bedürfnisse dieser beyden befriediget werden konnten. Diese Selbstverläugnung erkannte die Mutter mit inniger Rührung, und sie gab Trost dem gedrückten Mutterherzen, wenn sie mit Wehmuth auf die kränkelnde Tochter blickte, die ohne die thätige Liebe der treuen Schwester verschmachten müßte.

Oft erhob die Mutter den Blick und die Hände gen Himmel, und dankte Gott, daß er ihr in der guten Tochter eine treue Hülfe in der Armuth und Dürftigkeit gegeben, und sie flehete um Segen über das gute Kind.

Die Noth nimmt zu.

Maria wurde bettlägerig, sie konnte nichts mehr arbeiten, und die Ausgaben auf Arzeney und Krankenpflege vermehrten sich mit jedem Tage.

Da kam noch zur größten Bedrängniß auch die Zeit, die Wohnungsmiethe zu bezahlen, und was die arme Witwe durch mehrere Monate gespart hatte, war in den letzten Wochen für die kranke Tochter verwendet worden.

Der Hausherr war ein filziger und geiziger Mann, der Mitleid und Barmherzigkeit nicht kannte. Er drohete, die Witwe mit ihren Töchtern aus

dem Hause zu jagen, wenn sie nicht die Miethe, wenn auch in kleinen Beträgen, von Monath zu Monath abtrügen.

Die Witwe war untröstlich, denn sie sah die Unmöglichkeit voraus, daß sie, ohne die kranke Tochter hülflos verschmachten zu lassen, bey dem kleinen Verdienste so viel, als der Hausherr forderte, erübrigen könnte, obwohl Eusebia Tag und Nacht sich bemühet, eine größere Einnahme zu gewinnen. Nur das feste Vertrauen auf Gott, der so oft geholfen hatte, wo die Noth am größten war, hielt sie aufrecht, und oft flehete sie mit Thränen im Auge zum Himmel um Hülfe in ihrer bedrängten Lage.

Ein unerwartetes Ereigniß.

Und sie ward ihr: denn wo die Noth am größten ist, da ist Gott am nächsten. Es war schon Mitternacht vorüber, und Eusebia mit der Mutter saß noch bey der Arbeit.

Da pochte jemand an ihrem Fenster. Man rief um Hülfe. Ein Herr lag ohnmächtig und sinnlos auf der Gasse. Eine vorübergehende Dienstmagd, die um Arzeneyen für ihre plötzlich erkrankte Frau zu hohlen, in die Apotheke lief, hatte den Dyn-

mächtigen liegen gesehen, und bey dem Fenster, welches noch beleuchtet war, Hülfe für ihn gesucht.

Die Witwe Walther und Eusebia eilten zu ihm hinaus, und brachten ihn mit Hülfe der Magd in ihr Stübchen. Sie labten ihn mit Essig, und hatten das Vergnügen, daß er sich erhobte und wieder zu Sinnen kam. Sie ließen ihn einige Zeit im Bette ruhen, und begleiteten ihn, als seine Kräfte wieder zurückkehrten, in seine Wohnung.

Dieser gute Herr, Bergheim ist sein Name, war, als er aus einer Gesellschaft nach Hause ging, von einem Schwindel und einer Ohnmacht befallen worden, an denen er öfters litt. Er war sehr froh, daß er bey guten Leuten menschenfreundliche Hülfe gefunden hatte, da er in diesem Zustande der Bewußtlosigkeit leicht von bösen Menschen hätte beraubt werden können.

Er wollte sich bey der Witwe Walther durch ein Geschenk dankbar bezeigen, aber sie und Eusebia schlugen es standhaft aus, so sehr sie auch einer Unterstützung bedurften.

Herr Bergheim zieht Erkundigungen ein.

Herr Bergheim hatte in der Wohnung der Witwe Walther deutlich gesehen, daß ihre Um-

stände nicht die besten zu seyn schienen, und er wunderte sich um so mehr, daß sie auf keine Weise zu bewegen war, das aus Dankbarkeit dargebothene Geschenk anzunehmen, da sie selbst Mangel zu leiden schienen. Er wollte diese Familie näher kennen lernen und zog bey dem Hausherrn Erkundigungen ein.

So hartherzig und geizig der Mann war, so ließ er doch der Witwe *Walt her* und ihren Töchtern Gerechtigkeit widerfahren. Er sagte, daß die Mutter und die Töchter zwar arm, aber gottesfürchtig, arbeitsam und überhaupt rechtschaffen wären; daß sie aber bey allen ihren angestregten Bemühungen oft Noth litten, und selbst jetzt nicht so viel erübrigen könnten, um die Miethe für die Wohnung zu bezahlen, die sie für das verfllossene halbe Jahr noch schuldig wären.

Der schlaue Mann hatte es Herrn *Berg he im* gleich angesehen, daß er für die brave Witwe etwas thun wollte, und er glaubte am leichtesten zu der Zahlung der Wohnungsmiethe zu gelangen, wenn er Herrn *Berg he im* mit der Verlegenheit bekannt machte, in welcher die arme Witwe deswegen war.

Es kommt Hülfe.

Herr *Berg he im* bezahlte die Schuld der Witwe auch gleich auf der Stelle, ließ sich darüber eine

Quittung ausstellen, und schickte diese der Witwe, ohne daß ihr bekannt wurde, aus welchen wohlthätigen Händen dieselbe käme, und Herr *Bergheim* freuete sich im Stillen, daß er sich auf diese Art werththätig dankbar an der Witwe bezeigen konnte.

Diese aber fiel mit ihrer Tochter *Eusebia* auf die Knie, und flehete um Segen für den unbekanntenen Wohlthäter, der sie so unerwartet aus einer großen Verlegenheit gezogen hatte.

Herr *Bergheim* beobachtete die Witwe *Walther* und ihre Töchter durch längere Zeit, und da er nur Gutes und Lobenswürdiges von ihnen sah und hörte, so schickte er der Mutter monatlich eine Unterstützung an Gelde zur besseren Verpflegung der kranken Tochter.

Die gute Witwe konnte es nie erfahren, durch wen ihr die Gabe gespendet wurde, und sie segnete mit ihren Töchtern im Stillen den menschenfreundlichen Geber.

So lebte die Witwe *Walther* mit ihren Töchtern wieder einige Monate im Vertrauen auf Gott und gute Menschen ärmlich, aber jetzt doch ohne eigentlich Noth zu leiden. Sie konnten sich alle Tage satt essen und nothdürftig kleiden. Auch für Brennholz war gesorgt; denn eben im Herbst wurde die

Gabe durch Herrn Bergheims Güte verdoppelt, und diese Hülfe kam ihnen wie vom Himmel.

Der Feuerruf ertönt.

An einem stürmischen Herbstabende saß die Mutter mit Eusebia bis spät in die Nacht am Arbeitstische. Auf einmahl wurden sie durch den schrecklichen Ruf: Feuer! Feuer! aufgeschreckt.

Beide sprangen aus der Stube, und dichten Rauch wehete ihnen der Wind entgegen. Es brannte in dem Zimmer des Hausherrn. Er war, durch das Geschrey des Nachtwächters aus dem Schlafe geweckt, schnell aus dem brennenden Zimmer entsprungen. Im anstoßenden Gemache war sein Töchterchen, kaum drey Monate, in der Wiege. Das arme Würmchen hatte erst vor wenigen Wochen die Mutter verloren, und war der Pflege einer Magd überlassen, die im ersten Schrecken bey dem Feuerrufe sich schnell gerettet, und das Kind hüßlos zurück gelassen hatte.

Der Vater hatte in der Angst eben so wenig an die Rettung des Kindes gedacht, und jammerte jetzt, da er alle Geistesgegenwart verloren hatte, wie ein Unsinniger um dasselbe, ohne zur Rettung etwas vorzukehren, noch zu unternehmen.

Das Kind wird gerettet.

Da faltete Eusebia die Hände, blickte gen Himmel, stürzte sich durch die schon brennende Thür in das Zimmer, in welchem das Kind schlief, ergriff es, eilte mit demselben zum Fenster, und gab es ihrer Mutter, die vor demselben mit Angst harrete, wie es ihrer Tochter ergehen würde.

Als das Kind in Sicherheit war, eilte Eusebia zurück, weil sie durch das mit einem Bitter versehene Fenster nicht auch sich retten konnte.

Aber schon loderten ihre Kleider in Flammen auf. Zum Glück war schon jemand mit einem Wassereimer bey der Hand, der sie ganz begoß, und dadurch die Flamme löschte. Aber beyde Arme wurden jämmerlich verbrannt.

Eusebiens edle Selbstverläugnung.

Eusebia zitterte vor Schmerz an allen Gliedern, und mußte ins Bett gebracht werden. Wochenlang litt sie unsägliche Schmerzen, wurde aber durch die Kunst eines menschenfreundlichen Arztes und durch die gute Pflege ihrer Mutter endlich geheilt.

Nie aber hörte man das gute Mädchen über Schmerzen klagen; vielmehr strahlte sichbare Freude aus ihren Augen, daß ihr das Glück zu Theil ge-

worden war, einem Menschen das Leben zu retten, und den Tag, der ihr so langes körperliches Leiden gebracht hatte, nannte sie den glücklichsten ihres Lebens.

Ein Geizhals ist auch der Dankbarkeit nicht fähig.

Meine jungen Leser werden wohl neugierig seyn, zu erfahren, auf welche Art sich der Vater des geretteten Kindes dankbar gegen Eusebia bezeigt hat?

Der Geizige ist keiner schönen That fähig. Habsucht beherrscht seine Seele, und alle edleren Gefühle sind in ihm erstorben. Der silzige Mann glaubte genug für Eusebien zu thun, wenn er die Heilkosten ihrer Brandmahl bezahlte, und sie und ihre Mutter mit Nahrung versah, so lang die Heilung dauerte, weil beyde mit ihrer Handarbeit nichts verdienen konnten, indem die Mutter mit der Pflege ihrer leidenden Tochter beschäftigt war, und Maria ohnedieß noch immer im Bette lag, und von Tag zu Tag matter und schwächer wurde.

Doch hatte der Hausherr eine gewisse Zuneigung zu Eusebia gefaßt, die ihm nichts kostete, und dadurch wurde ihr das Vergnügen zu Theil, daß sie oft bey dem geretteten Kinde seyn konnte, welchem Eusebia alle Liebe und Zärtlichkeit er-

wies, und in dem zarten Alter fühlte das Kind, wie sehr ihm Eusebia zugethan war; es äußerte sichtbare Freude, wenn sie kam, und wollte am liebsten bey ihr seyn.

Maria stirbt.

Die Witwe Walther und die gute Eusebia wurden bald darauf in tiefe Trauer versetzt. Maria nahm zusehends an Kräften ab, keine Kunst der Ärzte, keine liebevolle Pflege konnte sie retten; sie starb, beweint von der Mutter und Schwester, die alles geopfert hatten, um ihr das Leben zu fristen. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen.

Sie ergaben sich in den Willen Gottes, und trösteten sich mit dem Bewußtseyn, daß sie alles für sie gethan hatten, was treue Mutter- und Schwesterliebe vermag.

So vergingen wieder mehrere Monathe. Die Witwe Walther und Eusebia hatten nun mehr für sich zu sorgen, wozu die Arbeit ihrer Hände fast hinreichte, und von dem unbekanntem Wohlthäter floß auch mit jedem Monathe die Gabe ein, so daß sie jetzt vor Mangel geschützt waren.

Eusebia wird Bertha's Pflegemutter.

Um diese Zeit starb der Hausherr, und hinter-

ließ seiner einzigen Tochter *Bertha*, die nun schon zwey Jahre alt war, ein ansehnliches Vermögen.

Das Kind hing mit ganzer Seele an *Eusebia*, als wollte es sich durch diese große Liebe an ihr für die Rettung ihres Lebens aus Feuersgefahr dankbar bezeigen, und *Eusebia* hatte ihr größtes Vergnügen, wenn sie bey *Bertha* seyn, und ihr allerley kleine Dienste und Gefälligkeiten erweisen konnte.

Dieses bemerkte der brave Mann, welcher von dem Gerichte der verwaiseten *Bertha* als Vormund gegeben wurde. Er glaubte *Bertha* würde nirgends bessere Pflege erhalten, als durch *Eusebia*; und da sie und ihre Mutter wegen ihres stillen häuslichen Lebens, wegen ihrer Gottesfurcht und Rechtchaffenheit allgemein geachtet waren, so beschloß der Vormund, ihnen *Bertha* mit Einwilligung des Gerichtes zur Pflege und Erziehung gegen ein beträchtliches Kostgeld zu übergeben.

Bertha's sorgfältige Erziehung.

Nun war *Eusebiens* höchster Wunsch erfüllt; sie konnte immer um *Bertha* seyn, und hatte ein liebenswürdiges Geschöpf um sich, welches ihr vom ganzen Herzen aus Liebe und Dankbarkeit zugehan war; denn jetzt war *Bertha* schon in dem

Alter, wo sie die Größe der Wohlthat, die ihr Eusebia durch die Lebensrettung erwiesen hätte, gehörig zu würdigen wußte.

Die gute Eusebia hatte es dem lieben Gott gelobet, Mutterstelle an der lieben Kleinen Bertha zu vertreten, und hierin wurde sie von ihrer Mutter treulich unterstützt, welche manchemal die zu große Liebe und Nachsicht Eusebians gegen Bertha mäßigen mußte, indem Eusebia der Kleinen alles nach ihren Willen gethan und sie zu einem eigensinnigen Mädchen erzogen hätte.

Überhaupt leitete die Witwe Walter Bertha's Erziehung mit Einsicht und Verstand; sie gewöhnte sie von der ersten Kindheit an Reinlichkeit, Ordnung, Nachgiebigkeit und nützliche Beschäftigung: sie bildete ihr Herz zur Wohlthätigkeit und Menschenliebe, sie lehrte sie zeitlich Gott als unsern besten Vater kennen, von dem wir alles Gute erhalten, sie leitete Bertha an, zu ihm zu bethen, und suchte ihr Gottesfurcht und Frömmigkeit in dem zartesten Alter einzuslößen, wozu das gute Beyspiel der Mutter und Tochter sehr viel beytrug.

Bertha's Dankbarkeit.

Bertha nahm wie an Alter, so an Kenntnissen und Tugenden sichtbar zu, und es war nicht

zu verkennen, daß die Waise in gute Hände gerathen war: denn unter der Leitung ihres hartherzigen und geizigen Vaters wären alle zarten Gefühle ihrem Herzen fremd geblieben, und viele wollten es für eine weise Fügung Gottes ansehen, daß der Vater, der die Tochter nie gut erzogen hätte, frühzeitig gestorben war.

Besonders war bey Bertha das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit immer rege. Die Größe der Wohlthat, die ihr Eusebia durch die Rettung aus der Feuersgefahr erwiesen hatte, war ihr immer gegenwärtig, und sie hing ihrer Retterinn mit unverbrüchlicher Liebe und Treue an. Oft sprach sie mit Thränen im Auge von der Gefahr, welcher sich Eusebia ihr zu Liebe ausgesetzt hatte, und küßte oft mit Rührung die verharschten Brandmahle, die auf Eusebiens Armen noch zu sehen waren. Da fühlte sich Eusebia für den Dienst, den sie der guten Bertha erwiesen hatte, hinlänglich belohnt, und sie pries Gott, daß er ihr so große Freude bereitet hatte.

Bertha erkrankt.

Aber noch einmahl sollte sich Eusebia um Bertha hoch verdient machen. Die Arme wurde von der häutigen Bräune befallen, welche die Kinder oft in drey bis vier Tagen tödtet.

Eusebia zitterte schon bey der geringsten Unpäßlichkeit für das Leben ihres Lieblings; aber jetzt war wirklich große Gefahr da. Die schleunige Hülfe des Arztes setzte der Krankheit Schranken, und es war Eusebians Verdienst, daß er so schnell gerufen wurde, welches die sorgsamsten Altern oft versäumen, weil sie die Gefahr nicht zu schätzen wissen.

Eusebia wich Tag und Nacht nicht vom Krankenbette, obwohl ihr der Arzt rieth, sich mehr zu schonen, und nicht allen Schlaf zu entbehren, weil sie selbst krank werden könnte. Aber die gute Eusebia konnte nicht ruhen, so lange sie um ihre liebe Bertha in Sorgen war, und erst, als der Arzt erklärte, daß die Gefahr gehoben sey, wechselte Eusebia mit ihrer Mutter bey Bertha's Krankenbette, so daß sie sich eine halbe Nacht die Ruhe gönnte.

Bertha genas nach einem Krankenlager von vierzehn Tagen, und hierzu hatte Eusebians gute Pflege sehr viel beygetragen. Das erkannte Bertha, die damahls acht Jahre alt war, und Eusebia war ihr noch lieber und theurer geworden, so daß sie nur wünschte, bald herangewachsen und Herrinn ihres Vermögens zu seyn, um sich recht dankbar an Eusebians bezeigen zu können.

Bertha trennt sich von ihren Pflegerinnen.

Unter der treuen Pflege und sorgfältigen Erziehung war Bertha bis in das zehnte Jahr herangewachsen, und sie hatte sich die guten Eigenschaften ihrer Pflegerinnen eigen gemacht, mit welchen sie zwar nicht glänzte, aber die Liebe und Zuneigung aller, die sie näher kannten, sich erwarb. Bertha sollte aber, so will es bey reichen Mädchen die Mode, eine höhere und feinere Erziehung erhalten, als ob wahre Bildung des Herzens zur Frömmigkeit und Tugend, stille häusliche Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit, ungezwungene Höflichkeit und Arigkeit noch eines feineren Anstriches und eines er künstelsten, äußerlichen Schmuckes bedürften, um die Frau im engeren häuslichen Kreise auszuzeichnen und zu beglücken. —

Bertha trat in eine Erziehungsanstalt über. Die Trennung von Eusebia und ihrer Mutter war schmerzlich, und kostete dem Mädchen viele Thränen; nur der Gedanke, daß sie sich doch wenigstens öfters sehen, und vertrauliche Stunden mit einander verleben könnten, linderte den Schmerz.

Bertha tritt aus der Erziehungsanstalt.

Bertha blieb fünf Jahre in der Erziehungs-

anstalt, und bildete sich für die große Welt aus, ohne die stillen Tugenden und sanfteren Regungen ihres Herzens, die bey der Witwe Walther und im Umgange mit Eusebia so treulich gepflegt worden waren, zu verlernen. Ihre Herzengüte, ihr geläuterter Verstand, ihre gesunde Verknunft leuchteten bey dem Glanze der feinern äußeren Bildung nur heller hervor, und machten sie eben so liebenswürdig als achtenswerth.

Eusebia wurde wieder Bertha's unzertrennliche Gefährtinn ohne sich von ihrer Mutter zu trennen; denn die gute Bertha hatte es bey ihrem Vormunde, bey dem sie nun bis zu ihrer Verheirathung blieb, dahin gebracht, daß Eusebia und ihre Mutter im nämlichen Hause wohnen sollten, damit sie ihres Umganges immer genießen könnte: denn eben so sehr, als Bertha ihre Lebensretterinn Eusebia liebte, eben so verehrte sie Frau Walther als ihre Pflegmutter, und suchte sich, wo sich Gelegenheit darboth, dankbar an ihr zu bezeigen.

Bertha ist zur Jungfrau herangewachsen.

Indessen bewarben sich mehrere junge Männer um die Hand der schönen, tugendhaften und auch

reichen Bertha. Unter dieser Zahl war auch der junge Bergheim, dessen Vater der stille Wohlthäter der Witwe Walthers und ihrer Töchter gewesen war. Durch diese hatte der Vater Bertha, ohne daß sie und die Pflegmutter es wußten, von der ersten Kindheit an beobachtet, und besonders hatte ihn Bertha's kindliche Dankbarkeit gegen Eusebia gerührt. Er sah das Mädchen wie eine gut gepflegte Blume heranwachsen, die lieblich an der Seite ihrer treu ergebenen Freundin Eusebia blühte. Der Vater hegte den stillen Wunsch, sie einst seine Schwiegertochter zu nennen.

Ein würdiger Brautwerber.

Der junge Bergheim war ein gebildeter, thätiger und wohlunterrichteter Mann, der an Bertha jene guten Eigenschaften bewunderte, die wie die Jungfrau, so auch die Gattinn verehrungswürdig machen, und er wünschte nichts sehnlicher, als mit ihr auf immer verbunden zu werden.

Schüchtern und bescheiden näherte er sich der holden Jungfrau, und suchte ihre Achtung und Liebe zu gewinnen.

Bertha wählte mit Vorsicht, und prüfte genau; Tugend und Geistesbildung galten ihr mehr, als körperliche Schönheit und jene abgeschliffene Ma-

nieren, welche man gewöhnlich eine gute Erziehung nennt, die aber nichts anders als eine äußerliche Bildung (Dressur) für den Umgang sind, die oft nur den faulen Wurm, der im Innern sitzt, verbergen.

Lange schon hatte sie im Stillen beobachtet, wie der junge Berghelm durch Kenntnisse und vortheffliche Eigenschaften sich vor allen, die sich zu Bertha drängten, auszeichnete; er war aber zu bescheiden, um auf einen Vorzug vor den andern Anspruch machen zu können; und doch wurde es ihm bald deutlich, daß er von Bertha mit mehr Achtung und Zutrauen behandelt wurde, bis er ihr gestehen durfte, was sein Herz für sie empfand, und er ihr seine Hand anboth.

Bertha's Verbindung.

Überaus glücklich fühlte sich der edle Jüngling, als Bertha mit jungfräulicher Schüchternheit seinem Wunsche entgegen kam, und auch der Vormund ihre Wahl billigte. Es wurde die glücklichste Ehe geschlossen. Aber auch für die treue Eusebia und ihre Mutter ging ein guter Stern auf. Bertha wußte bey ihrem Gemahle die Dienste, welche diese beyden Personen ihr von ihrer Kindheit an erwiesen hatten, so geltend zu machen, daß er es über-

nahm, für beyde zu sorgen, wozu die Empfehlungen seines Vaters auch beytrugen. Es fand sich aber bald ein wackerer junger Bürger, der um Eusebiens Hand warb, und mit dem sie glaubte zufrieden durch's Leben gehen zu können. Bertha übernahm es, ihre Ketterinn auszustatten, und ihr Gatte fügte ein beträchtliches Heirathsgut bey, wodurch ihr Hauswesen besser begründet, und der Erwerb erleichtert wurde.

B e s c h l u ß.

Die gute Frau Walther erlebte diese frohe Zeit, und sie war nun wechselweise bey ihrer Tochter oder bey der Frau Berghelm. Bald aber fing sie zu kränkeln an, und starb in den Armen ihrer guten Tochter.

Beide Familien leben von gesunden Kindern umgeben, zufrieden und glücklich. Treue Freundschaft, auf Liebe und Dankbarkeit gegründet, verbindet sie auf ewig, und jährlich wird mit Dank gegen Gott und mit einem freundschaftlichen Mahle der Tag gefeyert, an dem Eusebia ihrer Freundin Bertha das Leben gerettet hat.

Was du findest, gib zurück.

Der ehrliche Handwerksbursche.

Am 9. May 1809 als sich der Feind der Residenzstadt Wien näherte, und alle Einwohner voll Besorgniß und Angstlichkeit waren, räumte gegen Abend der Diener des Buchhändlers H* verschiedene Sachen aus dem Handlungsgewölbe in die Wohnung. Beym Zusperrn setzte er ein Paar neue Stiefel zur Seite, und als er wegging, vergaß er in der Dunkelheit der Nacht dieselben, und ging fort.

Erst spät erinnerte er sich an den Verlust, und gab bey dem Drängen und Treiben der Menge in den Gassen die Stiefel für verloren, und wie hätte er sich an diesem Tage der Angst und Betrübniß, wo alles auf dem Spiele stand, noch viel um ein Pärchen Stiefel bekümmern sollen?

Wie wurde aber dieser Mann überrascht, als er einige Tage darauf dieselben bey der Polizey-Ober-Direction hinterlegt fand!

Wer hatte sie gefunden, und ehrlich zurückgestellt?

Ein armer Handwerksbursche, der in der nämlichen Zeit ohne Arbeit und Verdienst war, und der diesen Fund gut hätte brauchen können.

Aber sein Gewissen sagte ihm, daß es Pflicht sey, das Gefundene zurück zu stellen, und er folgte dieser Stimme ohne alle Hinsicht auf Vergeltung und Lohn; denn der Buchhändler, der über diesen Zug strenger Redlichkeit innig gerührt war, wollte dem braven Burschen den ganzen Werth der Stiefel zur Belohnung auszahlen; aber er konnte ihn nirgends auffinden; der Brave wollte unerkannt und unbelohnt redlich gehandelt haben.

Belohnte Ehrlichkeit.

In einer der besuchtesten Straßen von Paris (rue Saint-Honoré) verlor ein Engländer, der Geschäfte halber sich einige Zeit dort aufhielt, im Februar 1819 seine volle Briefftasche. Kein geringer Verlust — es befanden sich in derselben bey 1000 Pfund Sterling in Banknoten, welche nach unserem Gelde 9412 fl. 30 kr. in Metall-Münze betragen.

In den großen Hauptstädten bey der ungeheuren Volksmenge ist es oft der wachsamsten Polizey kaum möglich, den Finder zu entdecken, wenn dieser nicht ehrlich ist, und das Gefundene aus freyem Antriebe zurück bringt.

Dem Engländer war nicht wenig bange um sein verlornes Eigenthum, obwohl es ihm von dem ehrlichen Finder leicht konnte zurück gestellt werden, da auf dem ersten Blatte der Briestafche sein Name und seine Wohnung standen.

Doch seine Besorgniß dauerte nicht lange. Ein Mann in schlechter Kleidung suchte den Engländer in seiner Wohnung auf, und händigte ihm die Briestafche mit allem, was sich darin befand, ein.

Wer war dieser ehrliche Finder?

Ein armer Castanien-Verkäufer, der an der Ecke der Straße, in welcher die Briestafche in Verlust gerathen war, seine Waare feil both.

Kaum hatte der ehrliche Mann die Briestafche gefunden, als er auch eilte, den auf dem ersten Blatte bezeichneten Eigenthümer aufzusuchen, und dieses that er gewiß nicht in der Hoffnung einer großen Belohnung; denn er nahm das Fünffranken-Stück (1 fl. 55 kr. M. M.), welches ihm der Engländer zum Lohne seiner Ehrlichkeit gab, mit Dank an.

Wie? was? werden meine lieben Leser sagen, einen so geringen Lohn gab ihm der Engländer, für einen so großen Dienst? So karg lohnte er eine so ausgezeichnete Ehrlichkeit? Der Engländer muß ein filziger Mann seyn?

Nur nicht voreilig und feindselig geurtheilt,

meine Lieben. Der Engländer ist mein Mann, und wahrlich ein wackerer, menschenfreundlicher Mann! Er wollte den ehrlichen Finder durch die kleine Gabe nur versuchen, ob er einer größeren würdig sey.

Da der Castanien-Verkäufer sich so dankbar für das kleine Geschenk bezeigt hatte, und seines Weges an den gewohnten Platz fortging, folgte ihm der Engländer in einiger Entfernung auf dem Fuße nach, und erkundigte sich bey den Nachbarn um das sonstige Verhalten des Castanien-Verkäufers. Alle sagten von ihm aus, er sey zwar arm, aber so grundehrlich, daß jeder unrechtmäßig erworbene Häller sein Gewissen drücken würde.

Da rief der Engländer den ehrlichen Mann bey Seite, und überreichte ihm 4000 Franken, das ist nach unserem Gelde die große Summe von 1533 fl. 20 kr. Metall-Münze, indem er beyslugte, daß man die Ehrlichkeit bey einem dürftigen Manne nicht reichlich genug belohnen könnte. Warum? das werden meine lieben Leser selbst errathen.

Der arme Mann wollte sich weigern, das Geschenk anzunehmen, es half nichts; er wollte danken, das konnte er nicht; denn der Engländer entfernte sich schnell, mit der Bitte, seinen Namen niemanden zu nennen, wenn er von seiner Gabe spräche.

Wie Gott oft das Übel zum Guten
wendet.

Ein Kaufmann reisete zur Messe nach Frankfurt. Er hatte zum Einkaufe der Waaren eine große Summe Geldes bey sich. Gegen Abend wurde er in der Nähe eines Waldes, durch den der Weg führte, von einem schrecklichen Ungewitter überfallen. Der Kaufmann war zu Pferd, der Regen fiel in Strömen, ein kalter Sturmwind brausete. Der arme Reisende wurde ganz durchnäßt, bekam einen Fieberschauer und ein Bauchgrimmen, daß er sich kaum auf dem Pferde erhalten konnte.

Er kehrte eilig um, ritt in das nächste Dorf zurück, legte sich im Gasthose zu Bette, und pflegte seiner.

Der Kaufmann war über diese Unpäßlichkeit sehr betroffen, und sie ängstigte ihn um so mehr, da er zu rechter Zeit in Frankfurt nicht eintreffen konnte, wo er Zahlungen am bestimmten Tage zu leisten hatte.

Der Kaufmann war aber ein frommer und gottesfürchtiger Mann, der sich nicht gegen die Tüugungen Gottes zu murren getrauerte, weil er wußte, daß dem Menschen kein Haar auf dem Haupte ohne Zulassung Gottes gekrümmet wird, und daß alles, was in der Welt geschieht, durch Gottes weise Lei-

tung gut geschieht. Ein Hollunder = Thee, den der Kranke nahm, und der seinen Schweiß beförderte, stellte ihn wieder her, so daß er am folgenden Nachmittage seinen Weg bey schönem Wetter wieder fortsetzen konnte.

Als er abreisen wollte, trat ein alter Bettler in den Gasthof, und sprach den Kaufmann um ein Almosen an, das er auch reichlich erhielt. Er hörte von der Unpäßlichkeit sprechen, welche den Kaufmann gestern unvermuthet befallen hatte. Da sagte der Bettler:

„Wie glücklich sind Sie, daß Sie auf dem Wege vor dem Walde krank geworden sind. Eine ganze Bande Räuber, welche früher ausgeforscht hatte, daß Sie viel Geld bey sich führten, lauerte auf Sie im Walde, um Sie in der Dämmerung zu plündern, und vielleicht bey tapferer Gegenwehr Sie gar zu ermorden. Ich habe das Gespräch dieser Räuber belauscht, als ich mich wegen des heftigen Regens in einem hohlen Baume verborgen hatte.“

Da erhob der Kaufmann seinen Blick dankend gen Himmel, faltete die Hände, und sprach mit Rührung:

„Göttlicher Vater, wie weise und gütig sind deine Fügungen! Du hast mich nun auf's neue überzeugt, daß nichts ohne deinen göttlichen Willen geschieht, und daß alles, was du thust, wohlgerhan ist!“

Der Kaufmann nahm dann ein Sicherheitsgeleit, und kam wohlbehalten in Frankfurt an.

I n h a l t.

	<u>Seite</u>
Jacob, der Tirolerjunge	1
Gerechtigkeitsfynn und Dankbarkeit	19
Seltene Ehrlichkeit	25
Der Doppelgänger	30
Das todte Meer	33
Mumien	37
Wie der liebe Gott die verborgene schlechte That bekannt werden läßt	42
Wiedervergeltung	45
Gedemüthigter Stolz	47
Menschenliebe und Dankbarkeit	50
Bruderliebe und Entschlossenheit	67
Angestrongter Fleiß überwindet alles	71
Das alte Kirchenjahr	80
Kindliche Liebe	90
Dem Verdienste gebührt der Lohn	93
Was du findest gib zurück	112
Wie Gott oft das Übel zum Guten wendet	116

